DIE EHE DES PFALZGRAFEN JOH. CASIMIR MIT ELISABETH VON SACHSEN

August Kluckhohn

Die Ehe

des

Pfalzgrafen Joh. Casimir mit Elisabeth von Sachsen.

Von

August Kluckhohn.

Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der W. III. Cl. XII. Bd. II. Abth.

München 1873.
Verlag der k. Akademie,
in Commission bei G. Franz.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

Die Ehe des Pfalzgrafen Johann Casimir mit Elisabeth von Sachsen.

Von

August Kluckhohn.

Der Gegenstand, für den ich die Aufmerksamkeit der hohen Klasse in Anspruch zu nehmen wage, mag auf den ersten Blick als eine rein häusliche Angelegenheit von geringer historischer Bedeutung erscheinen. Ich hoffe jedoch den Nachweis zu liefern, dass derselbe, abgesehen von dem kulturgeschichtlichen Interesse, welches er erweckt, auch wichtiger politischer Beziehungen nicht entbehrt.

Es war zu Anfang des Jahres 1566, als der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz dem Kurfürsten August von Sachsen zuerst näher trat. Bei Gelegenheit einer Reise zu seinen thüringischen Schwiegersöhnen nach Gotha und Weimar, wo der Pfalzgraf den Herzog Johann Friedrich den Mittlern mit dem Bruder Johann Wilhelm zu versöhnen und den Gefahren, die ihm aus der Verbindung mit Grumbach drohten, zu entreissen suchte, bemühte er sich um eine Zusammenkunft mit dem sächsischen Kurfürsten, welcher bis dahin aus Hass und Argwohn gegen die Ernestiner auch Abneigung gegen ihren Schwiegervater gehegt hatte. Zugleich wünschte Friedrich III angesichts des eben beginnenden Augsburger Reichstags den viel vermögenden Kurfürsten August für eine gemeinsame kräftige Vertretung der protestantischen Interessen zu ge-

winnen. Zu Leipzig fand Ende Januar die Begegnung statt und verlief so günstig, dass Friedrich mit den besten Hoffnungen schied.[1]) Da Augusts einflussreiche Gemahlin Anna an der Zusammenkunft theilnahm, so unterliess der Pfalzgraf nicht, sie durch Aufmerksamkeiten und kleine Dienste sich geneigt zu machen.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, den beide Kurfürsten persönlich besuchten (August wieder von seiner Gemahlin begleitet), fand eine weitere Annäherung statt, und Friedrich hatte sogleich Gelegenheit, den Werth, den eine Unterstützung von sächsischer Seite für ihn wie für die protestantische Sache hatte, in seiner vollen Bedeutung zu würdigen. Man weiss, welche Gefahren dem Pfalzgrafen nicht allein von der katholischen Partei, sondern auch von engherzigen lutherischen Fürsten drohten. Handelte es sich doch um nichts geringeres, als um den Ausschluss des calvinischen Kurfürsten von dem Religionsfrieden des Reichs. Es ist nun zwar nicht richtig, dass, wie eine verbreitete Ueberlieferung sagt, der sächsische Kurfürst nach der begeisterten Rede, worin Friedrich vor Kaiser und Reich von seinem Glauben Zeugniss ablegte, zu einer lauten Anerkennung der Frömmigkeit des Pfälzers sich hinreissen liess; wohl aber steht fest, dass es die bevollmächtigten Räthe Augusts waren, welche nach der frühen Abreise des Letztern, alle Versuche, Friedrich als Ketzer zu verdammen und des Religionsfriedens unwerth zu erklären, vereitelten.

Aber höher noch als die Dienste, die August, aus welchen Motiven auch immer, dem Pfalzgrafen leistete, schlug man in Heidelberg den Gewinn an, den man sich für die Zukunft von einer Verbindung mit Sachsen für die protestantische Sache versprach. Es war die Zeit, wo der schon lange gefürchtete Plan eines grossen päpstlich-spanischen Bundes in Alba's niederländischem Kriegszug der Ausführung sich zu nähern schien. Friedrich und seine Staatsmänner sahen darin nur den Anfang des Vernichtungskrieges, welcher den Evangelischen in wie ausser dem Reiche drohte. Wie getheilt und ohnmächtig aber standen die protestantischen Fürsten Deutschlands der Gefahr gegenüber? Wollte man zur Abwehr gerüstet sein, so konnte man am wenigsten das reiche und

1) Briefe Friedrichs des Frommen, I, 617.

mächtige Sachsen entbehren. Bot aber Kurfürst August den am Rheine Gesessenen die Hand, so entzogen sich auch Andere der gemeinsamen Sache nicht. Und nicht nach aussen allein, auch in den grossen Fragen der innern Reichspolitik konnte man von einem engen Zusammengehen mit dem für Manche tonangebenden Sachsen das Beste hoffen. Es war Aussicht, die an den Augsburgischen Religionsfrieden sich anknüpfenden Streitfragen zu Gunsten des Protestantismus zur Lösung zu bringen. Endlich schien selbst die Hoffnung nicht zu gewagt, durch eine innige Verbindung mit dem Dresdener Hofe der dort bisher zurückgedrängten reformirten Richtung das Uebergewicht über das strenge Lutherthum zu verschaffen und damit in einem grossen Theile Deutschlands jener Form des Protestantismus zum Siege zu verhelfen, in der sich nach der Ueberzeugung der Heidelberger die wahre Reformation darstellte.

So weitgreifende Erwägungen waren es, die am Hofe Friedrichs im Jahre 1568 zu dem Entschlusse führten, für den zweiten Prinzen, den im Jahre 1543 (6. März) geborenen Johann Casimir, um die Hand der Elisabeth, der ältesten Tochter Augusts, zu werben, die, am 18. October 1552 geboren, damals noch nicht 16 Jahre zählte.

D. Ehem, der bedeutendste und einflussreichste unter den pfälzischen Staatsmännern, übernahm es, die einleitenden Schritte zu thun, als er sich, zugleich mit einer andern politischen Mission betraut, im Sommer des genannten Jahres an den sächsischen Hof begab.

Es handelte sich nämlich darum, den Kurfürsten August zu veranlassen, dass er sich im Verein mit Pfalz und Hessen des Prinzen von Oranien zunächst mit einer Geldunterstützung annähme. Wie widerwärtig ihm die Zumuthung war, für eine fremde Sache Opfer zu bringen und Pläne zu fördern, die seiner eigennützigen Territorialpolitik fern lagen, wusste man damals noch nicht. Hatte doch August bisher wenigstens in Worten wiederholt Sympathien für die hart bedrängten Niederländer wie für die Hugenotten in Frankreich an den Tag gelegt und namentlich den Pfalzgrafen Johann Casimir, als dieser den französischen Glaubensgenossen zum ersten Male Hülfe brachte, bei dem unwilligen Kaiser Maximilian in Schutz genommen. Als nun Ehem im Juni 1568 nach Dresden kam und bestimmte Anträge zu Gunsten des Prinzen von Oranien und der Niederlande stellte, ging August allerdings darauf nicht

ein, schnitt aber auch die Hoffnung nicht ab, dass er unter Umständen für die pfälzischen Intentionen zu gewinnen sein werde.

So lagen die Dinge, als der Gesandte Friedrichs mit dem Heirathsproject am sächsischen Hofe auftrat, zunächst in Gesprächen mit dem geheimen Rath D. Craco, welcher als die rechte Hand des Kurfürsten August in Dresden eine ähnliche Stellung einnahm, wie er selbst in Heidelberg. Was Ehem zur Antwort erhielt, lautete nicht gerade ablehnend. Es wurde ihm aber nicht verhehlt, dass man sächsischerseits eine bedenkliche Schwierigkeit in dem von dem Lutherthum abweichenden Bekenntniss Johann Casimirs fand.

Hiernach kam es, um zum Ziele zu gelangen, vor allem darauf an, die zwischen der sächsischen und der pfälzischen Kirche bestehenden Lehrunterschiede so gering als möglich hinzustellen und die Besorgniss zu beseitigen, als könne Johann Casimirs zukünftige Gemahlin dem Glauben, worin sie erzogen, entfremdet werden. Hatte Ehem schon mündlich derartige Versicherungen gegeben, so kam er in Briefen an Craco wiederholt darauf zurück. So schreibt er am 11. Juli, dass Kurfürst Friedrich sich erklärt: „So viel die Religion betreffe, hätte es eben die Meinung, wie ich euch für mich selbst angezeigt, nämlich, dass sich seine kurfürstl. G. nicht zu erinnern wüssten, dass in der Hauptsache und Fundament unserer wahren christlichen Religion einiger Missverstand vorhanden, der solch christlich Werk verhindern sollte oder möchte, wie auch bis anhero zwischen ihren kurf. Gnaden und eueres gnädigsten Herrn Kirchen, Schulen und gelehrten Leuten einiger Streit nicht vorgefallen, sondern man zu allen Theilen sich gegen einander freundlich und christlich erzeigt und gute Correspondenz gehalten, auch hinfüro nicht weniger gespart und continuirt werden sollte."

„Das aber gleich zu Ende Pfalzgraf Ottheinrichs und Anfang ihrer kurf. G. Regierung de modo praesentiae corporis christi in coena domini (da man doch sonst auch im selben Artikel, so viel uns zu unserer Seelen Seligkeit nöthig, und das er gegenwärtig sei, einig) unnöthiger ärgerlicher Streit von unruhigen Köpfen erweckt und ihre kurf. G. (da sie anderst in dero Kirchen und Schulen Ruhe halten wollen) beiderseits zänkischer Theologen abzuschaffen verursacht und sich einer einhelligen Form zu reden ex consilio Philippi Melanthonis mit den anderen ver-

gleichen, darin wären ja ire kurf. G. mitnichten zu verdenken, ungeachtet etliche Genachbarte von irer kurf. G. Kirchen und Schulen viel ungütlichs mit Ungrund ausgegossen, welches vornehmlich aus Neid, Ehrgeiz und daher geflossen, dass man ihnen nicht mehr das Regiment und Inspection in der Pfalz ihres Gefallens verstatten, sondern selbst zu den Sachen sehen wollen, welches doch alles nunmehr Gott lob auch gestillet."

„Also wäre auch ihrer kurf. G. Brauch nie gewesen, wie noch, Jemand zu dieser oder jener Religion Lehre oder Sacramenten zu dringen. Was aber die zeitliche Unterhaltung ihres Sohns, meines gnädigen Herrn, Herzog Johan Casimirs, betreffe, da wäre es an dem, dass seine kurf. G. eine väterliche Disposition zu machen im Werk, darinnen ihren geliebten Söhnen nach dero tödtlichem Abgang underschiedliche furstliche Einkommen, Residenzen, Land und Leute verordnet. Inmittels würde es an gleicher Unterhaltung einigen Mangel nicht haben, doch möchten ihrer kurf. G. ihn, Herzog Johan Casimir, wol umb sich leiden."

„Weil dann, geliebter Herr und Freund, ihr aus solcher ihrer kur- und furstlichen G. Resolution so viel zu vernehmen, dass der gute Will auf dieser Seite wie zuvor alda, so werdet ihr diese Ding bei höchstgedachtem eurem Herren und sonsten, wo es sich gebührt, wol vertraulich anzubringen und mich hinwiederum, was darauf fur Antwort gefallen, wissen lassen, und da man auf eurer Seiten zufrieden, soll alsdann von meinem gnädigsten Herren alsbald eine stattliche Schickung hinein verordnet und diese Sache, wie sich gebührt, solemniter geworben werden, darzu dann der allmächtig Gott seinen Segen gnädiglich verleihen wolle, — der gänzlichen Zuversicht, diese Heirath soll ein gewisser Anfang des Segens, Wolfahrt und Aufnehmens sein nicht allein dieser beiden Häuser Sachsen und Pfalz (die Gott der Allmächtige vor andern mit hohen Präeminenzen nicht ohne Ursach begabet), sondern auch des ganzen Reichs, aus denen Bewegnissen und Motiven, die ich dem Herren mündlich erzählt hab, welches auch höchst und hochgedachte beide meine Herrn nicht weniger zu Gemüth geführt."[1])

---

1) Vergl. Briefe Friedrichs des Frommen II, 226. Derselbe Gedanke klingt auch aus einem undatirten Schreiben Friedrichs an August, das in diese Zeit gehört, hervor, so all-

Es fehlte viel, dass man durch solche Argumentationen in Dresden über die religiöse Frage beruhigt worden wäre. Des Unterschiedes, der zwischen der pfälzer Kirchenlehre und dem Lutherthum des sächsischen Hofs bestand, waren August und noch mehr Anna sich wohl bewusst, und Craco brauchte, als er endlich am 22. August Ehems Briefe beantwortete, nur an die Erklärungen zu erinnern, die August dem Kurfürsten Friedrich theils mündlich auf dem Reichstage zu Augsburg, theils später in vielen Briefen gegeben hatte. Die Frage, welche in Dresden ventilirt wurde, war nur die, ob man trotz des abweichenden Bekenntnisses in die eheliche Verbindung willigen könne und dürfe. Es war namentlich für Anna eine Gewissensfrage, über die sie den an-

---

gemein es im Uebrigen gehalten ist. Der Pfalzgraf dankt nämlich für die freundschaftlichen Versicherungen, die D. Ehem ihm aus Dresden mündlich überbracht, und betheuert dagegen, dass er, wenn es die Noth erfordern sollte, für den Kurfürsten August und die Seinen Leib, Blut und Gut einsetzen werde. Sollte er selbst wegen seines Alters und Leibesunvermöglichkeit halber in solchem Falle nichts verrichten können, so würde mit Gottes Hülfe einer seiner 3 Söhne, deren sich keiner unwillig erzeigen werde, insbesondere Johann Casimir sich unverdrossen finden lassen. „Sollte es aber je die Noth erfordern, so sollen E. G. meine alte Haut auch zum besten haben, und dies sollen nicht blosse Worte sein, sondern das Werk soll den Meister zeigen."

„Ich kann auch nicht unterlassen, fährt Friedrich fort, das freundlich zu melden, wie angenehm es mir gewesen, dass ich aus gemeldeten meines Raths Ehem Relation verstanden, E. G. sowohl als ich (Ihrem von Gott hochbegabten Verstand nach) den Sachen und wie die casus mundi zu diesen Zeiten durch einander laufen und dass derwegen von nöthen, die chur- und fürstliche Häuser sich etwas besser und mehr zusammenthäten (wie gleichergestalt er, mein Rath, mit E. G. Rath D. Craco weiter sich unterredet) mit allem Fleiss nachdenken, und wäre wohl zu wünschen und von Gott zu bitten, dass deren Chur- und Fürsten viel, so deren Dingen mit solchem Ernst nachtrachteten und auch dazu thäten, was sich gebührt, zuvor und ehe uns das Feuer zu Haus käme, sonsten dürfte es wohl zu spät sein." --

Kurfürst August antwortete am 8. August in verbindlichen Ausdrücken, aber ohne auf die Heirathssache einzugehen, wie er sich denn von Anfang an sehr zurückhaltend gezeigt hatte. So stellte er auch in einem Briefe vom 6. October die Sache dem König Friedrich von Dänemark dar, indem er erzählte, wie ihm seit dem letzten Augsburger Reichstage von dem Kurfürsten Pfalzgrafen sein Sohn Joh. Casimir wiederholt so angelegentlich empfohlen worden, dass er wohl hätte verstehen können, wohin es ungefähr gemeint, welches er jedoch nicht sonderlich wahrgenommen, sondern also an seinem Ort gelassen, bis jüngst durch einen vertrauten Rath ganz im Geheimen um die Tochter angehalten worden. Obwohl dagegen allerlei Schwierigkeiten und Bedenken geltend gemacht worden, hat doch Johann Casimir seit der Zeit geschrieben, dass er der zu Augsburg getroffenen Verabredung nach zu der Schweinhatz kommen wolle. August möchte ohne Vorwissen des Königs nicht handeln. Ueber die Auffassung der Sache von Seiten des dänischen Hofes s. S. 96 Anm.

gesehensten Theologen des Landes. Paul Eber aus Wittenberg, in aller Stille zu Rathe zog. Das vertrauliche Gutachten, welches der Letztere am 2. August 1568 der Kurfürstin erstattete, ist bezeichnend für Haltung und Charakter des Mannes, welcher nach Melanchthons Tode es verstanden, durch geschraubte Erklärungen, in kluger Anschmiegung an die Gesinnungen des Hofes, die Wittenberger vorläufig von dem Verdacht des Calvinismus zu reinigen und jene Halbheit und Heuchelei ihnen aufzunöthigen, die, wenn auch erst nach Jahren, zu einer unheilvollen Katastrophe führte. Paul Eber erkennt an, dass allerdings volle Uebereinstimmung der Ehegatten in religiösen Dingen wünschenswerth wäre. Wenn man jedoch bedenke, dass fast alle Fürstenhäuser ihre besonderen Kirchenordnungen mit Abweichungen in einzelnen Punkten der christlichen Lehre haben, so könnten, wenn an jener Bedingung festgehalten würde, nur wenig fürstliche Ehen zum Abschluss kommen, während doch gerade jetzt ein enger Anschluss der evangelischen Fürstenhäuser an einander sehr zu wünschen wäre. Man müsse unterscheiden zwischen den Feinden der reinen christlichen Lehre und Solchen, die in der Hauptsache rechtgläubig, nur in dem einen oder andern Stück durch Missverstand oder Irrthum abweichen und, wie zu hoffen, noch eines bessern zu belehren sind. Was Johann Casimir betreffe, so sei er von gottesfürchtigen Eltern von Jugend auf mit Fleiss erzogen und in allen andern Artikeln der evangelischen Lehre rechtgläubig; nur bestehe die Vermuthung, dass er gleich seinem Vater der sächsischen Kirchenlehre von der wesentlichen Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle nicht beipflichte. Obwohl dieser Irrthum nicht zu billigen sei, so sei doch desshalb diese Ehe nicht unstatthaft. Vielleicht liesse der Freier, und dies möge versucht werden, sich bewegen, auch in jenem Stück sich vorher mit der Lehre und dem Brauch der sächsischen Kirche zu vergleichen und mit seiner zukünftigen Gemahlin zugleich zu communiciren. Wäre das nicht zu erreichen, so möchte unter der Erklärung, dass durch die zu bewilligende Verbindung die Zwinglische Opinion nicht gebilligt sein solle, eine Versicherung begehrt werden, wonach die junge Fürstin nicht zu der fremden Meinung gedrungen, sondern ihr gestattet sein solle, ihren eigenen Prädicanten zu hören und das heilige Abendmahl mit ihren Kindern, Hofdamen und

Dienern nach sächsischer Weise öffentlich zu nehmen. Es sei zu hoffen, dass mit Gottes Hülfe die ungleiche Opinion, die seit etlichen Jahren in die pfälzische Kirche eingeführt, durch freundliche Unterredungen und gelinde Mittel zur Vereinigung mit der sächsischen Lehre gebracht werde; wo nicht, so hätte doch die Kurfürstin ihrer Kirche nichts entzogen und die Prinzessin würde sich als eine gehorsame Tochter vor fremder Lehre hüten. Es sei daher auch keinerlei üble Nachrede zu fürchten.[1])

Dies Gutachten des ergrauten Theologen scheint den Beifall der Kurfürstin Anna um so mehr gefunden zu haben, als die von Eber in Aussicht genommene Eventualität, dass Johann Casimir seine volle Uebereinstimmung mit der sächsischen Kirchenlehre erklären möchte, auch von anderer Seite als wahrscheinlich bezeichnet wurde. Landgraf Wilhelm nämlich, von dem Kurfürsten und seiner Gemahlin zu Rathe gezogen, glaubte sich zu der Versicherung berechtigt, dass er an der Calvinischen Gesinnung Johann Casimirs zweifeln müsse. Wilhelm berichtete nämlich zu Anfang des Jahres 1569 seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Ludwig, nach Amberg[2]) über das Gespräch, das er mit August und seiner Gemahlin in jener Angelegenheit vor Monaten gehabt habe, wobei er nicht verschweigt, dass er die Heirathssache mit Rücksicht auf die der Pfalz daraus erwachsenden Vortheile auf jede Weise gefördert habe. Anfänglich, so erzählt Wilhelm, habe sich die Heirath der Religion halber „hart gestossen", und sei er von der Kurfürstin befragt worden, ob der Pfalzgraf der Zwinglischen Religion zugethan wäre. Er, der Landgraf, habe dies, soweit er vermocht, verneint „und ihren L. vermeldet, dass wir die gewisse Anzeige hätten, dass Johann Casimir, als er auf dem vergangenen Zug in Frankreich gewesen, und der Vater ihm einen Zwinglischen Prädicanten mitgegeben, denselben wenig gehört, sondern allezeit Fug und Gelegenheit gesucht, seiner Rittmeister Prädicanten, so der A. C. gewesen, Predigten zu hören; dass aber S. L. jetzt dazu still schwiege, geschehe unsers Erachtens

1) Dresden, H. St. Archiv. Heirathshandlungen zwischen Pfalzgraf Johann Casimir und Elisabeth. 1563—1570. (III. Abth. 98 f. 221 Nr. 2.)
2) Briefe Friedrichs d. F. II, 230.

darum, damit S. L. ihren Herrn Vater in officio behalten möchte, weil doch S. L. Vornehmen bei dem Herrn Vater desfalls wenig erheben würde, sonderlich weil die k. Mt. und alle Stände des Reichs S. L. davon nicht haben abwenden mögen, hieltens also bei uns dafür, dass Herzog Johann Casimir für seine Person und im Herzen der Calvinischen Lehre nicht zugethan wäre. Darauf der Kurfürst zu uns gesagt, wofern sich S. L. der Religion halben rechtschaffen erklärte, sollte die Tochter vor andern S. L. sein."

Dass Johann Casimir es an den in Dresden geforderten Erklärungen und Versicherungen nicht fehlen lassen werde, scheint man dort von vornherein kaum bezweifelt zu haben. Denn schon am 19. August 1568 wurde der Heirathsantrag, den ein Herzog von Pommern durch Craco an die kurfürstliche Familie brachte, zurückgewiesen. Man habe, wurde dem vertrauten Rath dabei bemerkt, „auf Pfalz geschlossen", und Anna setzte, charakteristisch genug, noch hinzu, der Herzog von Pommern habe das Sprüchwort nicht gewusst, dass, wer das Töchterlein haben wolle u. s. w.[1])

In Heidelberg war man natürlich über die Aussicht, an den Hof des jungen Pfalzgrafen einen lutherischen Prediger zu bekommen, nicht erbaut: aber man hoffte dies noch zu verhüten und den Eltern der Prinzessin die Ueberzeugung beizubringen, dass kein Grund vorläge, „die pfälzische Kirche zu meiden". Indem Ehem dieser Hoffnung in einem neuen Briefe an Craco (9. Sept. 1568) Ausdruck gab, kündigte er zugleich den baldigen Besuch Johann Casimirs, der schon vor zwei Jahren eine Einladung zur Theilnahme an den Jagden Augusts erhalten, an. Dann könne man mündlich mit ihm verhandeln und der junge

1) So bemerkt Craco selbst auf der Rückseite eines an ihn gerichteten Briefes des Herzogs Hans Friedrich zu Stettin, worin ihm derselbe einen vertrauten Rath, welcher in der bewussten Sache mit ihm sich weiter unterreden soll, empfiehlt. Diesen vom 7. Juli 1568 dadirten Brief gab Craco dem kurfürstlichen Paare am 19. August auf der Jagd zu lesen und erhielt die obige Antwort. August aber scheint den Argwohn gehabt zu haben, als ob Craco sich zu tief eingelassen. Denn dieser versichert am 19. October d. J., dass er in der Sache mit gebührender Bescheidenheit gehandelt und der Reputation des Kurfürsten nichts vergeben habe. Auch der Herzog Hans Friedrich erkannte in einem Briefe an Craco vom 16. November an, dass allerseits Reputation und Glimpf in Acht genommen. Da solche Sachen Gottes Schickung seien, so müsse man sie billig seiner Allmacht empfehlen. Dresden, G. St. A. III. Abth. 98 f. 221 Nr. 1.

Fürst, der eines christlichen und aufrichtigen Gemüths sei, werde sich frei rund erklären und sein Bekenntniss dermassen thun, dass die Eltern Elisabeths zufrieden gestellt und die Sorge beseitigt würde, als könnte des einen Artikels halben zwischen den Eheleuten einmal Unwillen entstehen und Jemand von seiner Religion gedrungen werden oder ein besonderer Prädicant von nöthen sein. Sollte aber wider Erwarten die Fürstin an Predigt, Ceremonien und Reichung der Sacramente, wie sie in der Pfalz stattfinden, ihres Gewissens halber etwas auszusetzen haben, so würde ihr unbenommen sein, sich mit einem andern Prädicanten zu versehen.

Es war vorauszusehen, dass es nach der Ankunft Johann Casimirs in Dresden zu ernsten Verhandlungen kommen würde. Die Versicherung, die der Pfalzgraf mündlich gab, dass er keiner andern Religion denn der A. C. wäre, genügte nicht; das hatte ja auch der Vater oft genug erklärt, ohne die Gegner zu überzeugen. Von dem jungen Pfalzgrafen wollte man die schriftliche Versicherung, dass er die Abendmahlslehre im sächsischen Sinne fasste. — Erst wenn Johann Casimir auf diese Weise den Beweis seiner Rechtgläubigkeit lieferte und zugleich versprach, dass seine künftige Gemahlin „an solchem ihrem Glauben nicht gehindert und die ihr beigeordneten Prädicanten, die dergestalt vom Sacrament halten und lehren, geduldet werden,“ so wollen der Kurfürst und seine Gemahlin ihm Zutritt zu ihrer Tochter gestatten.

Kurfürst August war nicht der Mann, die Abendmahlsformel, mit der sich J. C. einverstanden erklären sollte, selbst zu entwerfen; er traute sich mit Recht kein Urtheil in confessionellen Fragen zu. Craco erhielt also den Auftrag, neben ein paar andern weltlichen Räthen die Hofprediger M. Philipp (Wagner) und M. Johann (Stössel) zu der Arbeit heranzuziehen. Wären diese Männer durchaus des Geistes gewesen, den der Kurfürst und noch mehr seine Gemahlin ihnen zuschrieben, so würde die Formel, die dem Pfalzgrafen vorgelegt werden sollte, so unzweideutig lutherisch ausgefallen sein, dass er sie von vornherein hätte zurückweisen müssen. Aber wie von den weltlichen Räthen wenigstens der eine und andere, namentlich der Canzler von Czeschau, der reformirten Lehre zuneigte, so auch damals schon der später in die kryptocalvinistischen Händel verflochtene Johann Stössel, und der erste Hof-

prediger Ph. Wagner, ein Anhänger des milden Lutherthums, hatte wenigstens kein scharfes Auge für theologische Spitzfindigkeiten.

So kam denn eine Abendmahlsformel zu Stande, die zwar gut lutherisch lautete, aber doch, wenn man ein oder zwei Worte strich, eine vermittelnde Auslegung zuliess. Es handelte sich vor allem um das Wort leiblich oder mündlich. In dem ersten Concept von Craco's Hand stand dasselbe, dem Sinne der ganzen Formel vollkommen entsprechend, allerdings; allein die beiden Hoftheologen sahen für gut an, dass das Wort leiblich, obwohl es in Lutheri Büchern zu finden, auszulassen sei, weil es sich im Corpus doctrinae, Frankfurter Abschied und in dem Bedenken Paul Ebers nicht finde. Auch wäre es unnöthig, das Wort mündlich zu setzen, denn es verstände sich von selbst und wäre nicht nöthig, die ganze Sache alhie zu disputiren, weil man sich in genere auf Scripta Lutheri referirte. Der Hofprediger Wagner selbst strich also das Wort aus. Die Formel lautete nun: „So erklären wir (nämlich Kurfürst August) uns hiemit, dass wir keiner andern Meinung von berührtem Artikel des heil. Sacraments sein, denn wie Dr. Lutherus denselben erklärt hat und in der A. C.'s verwandten Fürsten und Stände, auch in unsern Landen noch auf den heutigen Tag gepredigt und gelehrt wird, nämlich dass wir in dem hochwürdigen Nachtmal des Herrn mit oder unter dem Brod und Wein den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi nicht allein nach seiner Kraft, Wirkung oder Verdienst, sondern auch wahrhaftig, wesentlich und nach seinen selbst eigenen Worten und Einsetzung empfangen und geniessen."[1])

Allerdings war auch diese Fassung der reformirten Abendmahls-

1) Ueber diese interessante Verhandlung berichtet Craco in einer zu dem ausgestrichenen Worte leiblich gemachten Anmerkung, die in der von seiner Hand gefertigten Reinschrift etwas anders als in dem vielfach corrigirten Concept lautet. An ersterer Stelle heisst es: „Nota: des Wortes halben (leiblich) hat man sich mit den herrn hofftheologen M. Philippo und M. Johanne in der rathstuben unterrhedet und haben dieselben vor guet angesehen und geschlossen, ob es wol in Lutheri buchern zu finden, die weil es aber in Corpore doctrinae, dem Frankfurdischen abschied und in Eberi bedenken nicht gesetzt, so solte es auszulassen sein. Auch solte unvonnöthen sein, das wort muntlich zu setzen, dan es verstunde sich von selbst und where nicht nötigk die ganze sache alhie zu disputiren, weil man sich in genere auff scripta Lutheri referirte." — Im Concept dagegen steht: „Verbum leiblich volentibus Ponicko et Carcellorio et praesentibus theologis omisium. Dan ich hatte es im ersten concept gesetzt." M Philippus, heisst es weiter, strich es aber in seiner Handschrift selbst aus Diese Handschrift liegt auch bei den Acten und hat ganz die im Text angegebene Fassung.

lehre, wie sie im Heidelberger Katechismus zum Ausdruck gekommen, nicht conform; vor allem blieb das „mit oder unter dem Brod“ etc. einem Calvinisten unannehmbar, während wenn blos „mit“ gesetzt worden wäre, in die ganze Erklärung eine reformirte Auffassung allenfalls mit demselben Rechte hätte hineingelegt werden können, wie die veränderte A. C. nicht allein von Melanchthon und seinen Anhängern, sondern selbst von Calvin in reformirtem Sinne aufgefasst worden ist. Allein eine so offenkundige Concession, wie sie in der Preisgabe jener Partikeln gelegen wäre, hätten die Männer des sächsischen Hofes unmöglich machen können; Johann Casimir musste auf andere Weise geholfen werden. Man einigte sich, gewiss unter der Mitwirkung Ehems, über folgendes Auskunftsmittel.

Der Pfalzgraf erklärte sich einverstanden mit Augusts Bekenntniss insofern, als man in dem heiligen Abendmahl mit Brod und Wein den wahren Leib und das wahre Blut Christi und nicht allein seine Kraft, Wirkung und Verdienst, sondern ihn, Christum selbst, sammt allen seinen Verdiensten, wahrhaftiglich, wesentlich und gegenwärtiglich nach seinen selbst eigenen Worten und Einsetzung empfange und geniesse, wie solches alles noch weiter in den vier Evangelien, dem h. Apostel Paulo, darauf gegründeter A. C., derselben Apologie, auch in der repetirten sächsischen Confession ausgeführt sei.“ Was andere in diesen Landen davon geschrieben, heisst es weiter, habe er nicht gelesen.[1])

1) Die wichtige Erklärung, wie sie Johann Casimir unterschrieben, hatte nach dem Eingange, worin es heisst, dass er, was der Kurfürst und seine Gemahlin auf sein freundlich Anbringen erwidert, gelesen und daraus nochmal allen freundlichen Willen gegen sich wie seinen Vater erkannt habe, folgenden Wortlaut:

„Dass nun ihre G. nochmalen vor allen Dingen auf die hiervor gepflogenen Handlungen und ergangenen Schriften, auch jetzt angezogene Ursachen für nöthig erachten, unsere Erklärung im Artikel des hochwürdigen Nachtmahls unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi von uns zu haben, ungeachtet, dass wir uns zu der Augsb. C. bekennen, indem ihre G. gleichwohl keinen Zweifel machen, auch darauf, was sie von jenem Artikel halten, gegen uns sich vertraulich eröffnen: so will sich in allerweg hinwiederum gebüren, wie wir es auch als ein Christ zu thun schuldig, ihren G. deswegen unser rund Bekenntniss nicht zu verschweigen.

Und glauben demnach, halten und bekennen mit Mund und Herzen nicht weniger als ihre Gnaden, dass wir in dem hochwürdigen Nachtmahl des Herrn mit Brod und Wein

Für Jeden, der in confessionellen Fragen nur einigermassen bewandert, konnte freilich eine solche Erklärung nur als Beweis dienen, dass Johann Casimir über den Artikel, dem man am Dresdener Hofe ein so grosses Gewicht beilegte, nicht anders dachte, als sein Vater und die Heidelberger Theologen. Zum Ueberfluss setzte der Pfalzgraf hinzu, er müsse mit Wahrheit seines Vaters Kirchendienern das Zeugniss geben, dass sie dem obigen Bekenntniss nicht widerfechten, noch dawider lehren.

Wenn Johann Casimir dennoch so that, als ob eben dies auch das sächsische Bekenntniss wäre, und dass eben desshalb nicht zu fürchten stünde, dass Elisabeth an einem solchen Bekenntniss oder Glauben (dessen er doch selbst sei) gehindert werden würde: so mussten August und seine Gemahlin eine solche Argumentation entschieden zurückweisen; denn dass sie dieselbe stichhaltig gefunden, ist doch bei der oft und

---

den wahren Leib und das wahre Blut Christi und nicht allein seine Kraft, Wirkung und Verdienst, sondern ihn, Christum selbst sammt allen seinen Verdiensten, wahrhaftig, wesentlich und gegenwärtiglich nach seinen selbsteigenen Worten und Einsetzung empfangen und geniessen, wie solches alles noch weiter in den vier Evangelisten, dem h. Apostel Paulo, darauf gegründeter Augsb. Conf., derselben Apologie, auch in der repetirten sächsischen Confession (denn wir, was andere in diesen Landen davon geschrieben, nicht gelesen) ausgeführet, wie wir auch mit Wahrheit unsers gnädigen lieben Herrn und Vaters jetzigen Kirchendienern das Zeugniss geben müssen, dass sie abgesetzte unsere Bekenntniss nicht widerfechten noch dawider lehren.

Derwegen dann ihre G. sich gegen uns nicht zuversehen noch zu befahren, dass mir derselben geliebten Tochter sollten an seiner solchen Bekenntniss oder Glauben (dessen mir doch selbs sein) jetzt oder künftig begehren zu verhindern oder ichtwas in diesem oder anderm wider dero Gewissen zuzumuthen, wie wir denn unsern gnädigen Herrn und Vater auch des Sinns erkennen.

Darum auch S. G. wie wir für ein Ueberfluss und unnöthig geachtet, auf Zuordnung eines Prädicanten verdacht zu sein, damit es nicht das Ansehen bei Andern habe, als sei man nicht einig, — wie wir auch noch, dass es bei gedachten unsers Herrn Vaters Bedenken verblieben, gern sehen wollten.

Auf den Fall aber J. G. je auf solcher Zuordnung eines Prädicanten zu verharren gemeint, soll uns gleichwohl dasselbig nicht entgegen sein. Doch hoffen und bitten wir, ihre G. werden und wollen auf eine solche Person und Prädicanten verdacht sein, der sich in seinen Predigten und sonst aller Bescheidenheit gebraucht und unserm Herrn Vater seine Kirchen mit unzeitigem Condemniren oder Disputiren nicht unruhig macht. — Mit solchem unsern Erbieten und runder Bekenntniss hoffen wir, ihre G. werden zufrieden sein. — Und thun uns hierauf gegen denselben vergönnten Zutritts halben zu dero geliebten Tochter, sich ihres Gemüths selbs zu erkundigen haben, ganz freundlich bedanken etc. etc. Dresden, H. St. A. Abth. III, 98 f. 221 Nr. 2 (Heirathshandlung etc.).

laut von ihnen ausgesprochenen Ueberzeugung, dass Kurfürst Friedrich und dessen Theologen calvinisch und nicht lutherisch sein, nicht anzunehmen. Sie drückten also jetzt, entgegen ihrem frühern Entschluss, absichtlich ein Auge zu, um die Verbindung, die ihnen aus andern Gründen erwünscht war, zu Stande kommen zu lassen. Nur darin geben sie nicht den pfälzischen Wünschen nach, dass der Prinzessin kein Prädicant mitgegeben werde, sondern versprechen blos, keinen Theologen dazu zu wählen, der durch Verdammen und Disputiren Unruhe in der Pfalz erregen könnte.

In der That ein trauriger Handel, bei dem auf beiden Seiten die volle Aufrichtigkeit fehlt. Denn während Joh. Casimir eine Uebereinstimmung zwischen der pfälzischen und sächsischen Kirchenlehre vorwendet, an die er selbst eben so wenig glaubt, wie August und seine Gemahlin, thun diese, als ob der künftige Schwiegersohn sich mit aller Bestimmtheit in ihrem Sinne erklärt habe, und nicht allein, wie August nach Cassel schrieb, cathegorice, rund und richtig erklärt, sondern auch verschrieben, und während man pfälzischer Seits den Hintergedanken hatte, die sächsische Prinzessin im Lauf der Zeit mit dem Calvinismus befreunden zu können, trug man sich in Dresden mit der stillen Hoffnung, dass Elisabeth, wie die Mutter Anna's die Königin Dorothea von Dänemark es ausgedrückt hat, gleich der heiligen Monica mit Gottes Hülfe und durch ihrer Eltern Anweisung viel Gutes in Religionssachen schaffen werde.[1]) Die Enttäuschung, welche man hier wie dort erleben sollte,

1) Es ist oben S. 88 Anm. am Ende bemerkt worden, dass August die dänischen Schwiegereltern zu Rathe gezogen. König Friedrich schrieb darauf am 28. October seiner Tochter, dass er nicht abrathen könne, da sie, die Kurfürstin, zu der Person keine böse Neigung habe und wegen des Standes und Herkommens kein Bedenken vorligen könne, ihm, dem König, auch des Pfalzgrafen Person und Tugenden hoch gerühmt werden.

Nicht so leicht nahm die Mutter Dorothea die Sache. Noch am 8. December d. J. schrieb sie an Anna: Was die Heirath antreffe, verstehe sie aus ihrer Tochter Schreiben, dass die Sachen nun wohl so weit verhandelt, dass die Heirath nicht hinter sich gehe, wozu sie Gottes Segen und alle Wohlfahrt von Herzen wünsche. „Was aber in obiger Heirath missfällig und darin abhalten mochte, ist allein die Religion, wie dein Lieb vor der Zeit von uns tochterlich verstanden, dass wir unsere Kinder ungern in solche Gefährlichkeit geben wollten; denn die Pfalz ist, wie männiglich bewusst, mit unserm Bekenntniss und Glauben Gottes Worts streitig und dermassen eingewurzelt, dass sie schwerlich wiederum ausgerottet werden kann. Doch wollen wir uns des heiligen Exempels trösten, welches Monica, des Augustin Mutter, bewiesen. Also auch kann D. L. Tochter mit Gottes Hülfe und durch D. L. und ihres Herrn Anweisung auch viel Gutes in Religionssachen schaffen."

war nicht unverdient, so sehr man es auch im Interesse des Protestantismus und wir dürfen hinzusetzen, des deutschen Volkes, beklagen muss, dass eine Verbindung, welche die Eintracht der mächtigsten evangelischen Fürstenhäuser und das Gedeihen des Protestantismus nach innen und aussen fördern sollte, eine Quelle des Unfriedens und der Verschärfung der Gegensätze geworden ist.

Am 26. November 1568 fand die förmliche Verlobung statt, nachdem man sich über Mitgift, Wittwenverschreibung und dergleichen unschwer geeinigt hatte. Die Vermählung aber ward wegen der Jugend der Braut bis zum Juni des Jahres 1570 verschoben.

Es versteht sich von selbst, dass man sich sächsischerseits auf Heimführung und Hochzeit mit grossem Aufwand rüstete. Indess war es zweifelhaft, ob August persönlich der Hochzeit in Heidelberg beiwohnen würde, so lange er fürchten musste, dort der Gemahlin des gefangenen Johann Friedrich d. M., der ältesten Schwester des Bräutigams, die den sächsischen Kurfürsten mit Recht für das Hinderniss der Befreiung des Herzogs hielt, als einer unbequemen Bittstellerin zu begegnen. Der hartsinnige Fürst ging so weit zu erklären, dass er umkehren werde, so bald er von der Anwesenheit der unglücklichen Elisabeth in Heidelberg sich überzeuge, oder auch nur höre, dass er Johann Friedrichs wegen von irgend einer Seite mit einer Fürbitte behelligt werden würde. Wie schwer es dem Vaterherzen Friedrichs auch wurde, er musste, um die neue Verbindung nicht gleich zu trüben, August zu Liebe seine Tochter von der Hochzeit fern halten, während er unzweifelhaft der Hoffnung gewesen war, aus der jungen Freundschaft mit dem kursächsischen Hause auch für Johann Friedrich und die Seinen, deren Loos ja mehr von August als von dem Kaiser Maximilian abhing, Nutzen zu ziehen.

Noch in anderer Beziehung musste Friedrich dem verschwägerten Fürsten eine ihm gewiss sehr unangenehme Concession machen. Die Trauung durfte nämlich von keinem der Heidelberger Hoftheologen vollzogen werden, sondern auf Verlangen Augusts nur von einem Prediger aus Bretten, Willing mit Namen, der als Gegner des entschiedenen Calvinismus aus Heidelberg dorthin entfernt worden war. Es ward in Hofkreisen sogar erzählt, dass demselben Geistlichen, den August für

lutherisch ansah, durch ihn aufgegeben ward, sich seiner Tochter anzunehmen, wofür er, wenn er von den Calvinisten vertrieben würde, eine Zuflucht in Dresden finden sollte.[1]) So verletzend alles dies für Kurfürst Friedrich und die Seinen auch war, in einer Beziehung wenigstens schienen sich sogleich die an die Verbindung mit Sachsen geknüpften Wünsche zu erfüllen: August liess sich herbei, in Gemeinschaft mit den andern der Hochzeit beiwohnenden Fürsten an den französischen Hof eine warme Fürsprache für die verfolgten Hugenotten zu richten und zugleich Johann Wilhelm von Sachsen aufzufordern, dem tobsüchtigen Treiben seiner hyperlutherischen Theologen ein Ziel zu setzen, da sie, die in Heidelberg versammelten Fürsten, entschlossen seien und sich zugesagt hätten, in ihren Gebieten keine ärgerlichen Hetzereien zu dulden.[2])

Es ist Zeit, dass wir uns nach der jungen Fürstin umsehen, in deren Anwesenheit die Heidelberger ein Unterpfand der Freundschaft mit Sachsen sahen. Ihre Lage war um so schwieriger, als sie, trotz ihrer Jugend, schon mit entschiedenem Misstrauen, um nicht zu sagen Hass gegen den Calvinismus erfüllt war und in dieser Gesinnung fort und fort von Dresden her durch die Mutter betärkt wurde. Auch die Anwesenheit des ihr beigegebenen sächsischen Hofpredigers, Ambrosius Rodt, welcher, selbst wenn er persönlich nicht unduldsam gewesen wäre, doch seines lutherischen Amts warten musste, erschwerte ihr inneres und äusseres Verhältniss nicht allein zu der Pfälzer Kirche, sondern auch zu ihren neuen Verwandten. Dazu kam, dass Elisabeth mit confessioneller Beschränktheit ein leidenschaftliches taktloses Wesen verband, und dass ihr, was vielleicht noch schlimmer, Aufrichtigkeit fehlte, auch dem Gemahl gegenüber wenigstens dann, wenn religiöse Fragen ins Spiel kamen.

Indess vergingen Jahr und Tag, ehe wir von einem Conflict zwischen den Ehegatten hören; vielmehr spricht sich nicht allein Johann Casimir in Briefen an die Schwiegermutter über das Verhalten Elisabeths zufrieden aus, sondern auch diese spendet ihrem jugendlichen Gemahl das

1) Vergl. Gillet, Craco von Crafftheim I, 403.
2) Briefe Friedrichs II, 397 ff.

höchste Lob.[1]) Dagegen entstanden schon in der ersten Zeit confessionelle Differenzen mit dem Hofprediger der Pfalzgräfin, welcher auf der Kanzel den Calvinismus laut verdammte, die mit Tode abgegangene Hofmeisterin seiner Herrin nicht unter den Ketzern Heidelbergs begraben wissen mochte und überhaupt so viele Verdriesslichkeiten verursachte, dass man seine Abberufung in Dresden beantragen wollte.[2]) Indess brachte der plötzliche Tod des Eiferers einen vorsichtigeren Geistlichen an seine Stelle. Bartholomäus Hofmann zeigte sich nur so weit anticalvinistisch, als es Anna's und August's wegen nöthig oder klug war. Er wusste sich, als Johann Casimir mit seiner Gemahlin seine Wohnung in Lautern nahm, an dem kleinen Hofe mit dem pfälzischen Collegen, mit dem er gleichzeitig zu predigen hatte, leidlich zu vertragen.[3]) Freilich war dieser Amtsgenosse der früher erwähnte

1) „Daneben, schreibt Elisabeth der Mutter am 13. Angust 1871, mag ich E. G. nicht bergen, dass nächst Gott mein herzallerliebster Herr in meiner Krankheit bei mir das beste gethan und so fleissig auf mich gewartet und bei mir gewacht und mir so viel Gutes erzeigt, dass ich meinem herzallerliebsten Herrn nicht genugsam verdanken kann, und dem allmächtigen Gott kann ich nicht genugsam danken, dass er mir meinen herzallerliebsten Herrn bescheert hat." Am Krankenbett zu sitzen, wurde dem unruhigen Pfalzgrafen gewiss nicht leicht, wie er selbst am 16. September 1571 dem Schwiegervater schreibt, dass er sich über die Genesung der Gemahlin sehr freue; „denn so ihrer L. Krankheit länger hätte währen sollen, hätte ich letzlich auch krank müssen werden; denn ich bin ein Waldvogel und nicht in der Stube erzogen."

2) Briefe Friedrichs II, 403, und Gillet I, 403.

3) Bartholomäus Hofmann erzählt in einem Briefe an Kurfürst August vom 19. Novbr. 1871 selbst, dass er in Heidelberg, wo seine in dem Gemach der Elisabeth gehaltenen Predigten auch von kurfürstlichen Dienern besucht wurden, im Umgange mit Andern, selbst in Gesprächen mit dem Kurfürsten, jeder Controverse ausgewichen sei, um den Frieden nicht zu stören. Er hätte deshalb erwartet, man würde bei der Uebersiedlung nach Lautern für die 50 bis 60 Personen des kleinen Hofes keinen weiteren Prediger anstellen; da es gleichwohl in der Person des Joh. Willing geschehen, habe er geschwiegen, nicht aber dazu, dass ihm zugemuthet worden, dass sie nur abwechselnd predigen sollten. Er habe durchgesetzt, dass sie beide zu gleicher Zeit in verschiedenen Gemächern desselben Schlosses predigen, „jener für meinen gnädigen Herrn, ich für meine gnädige Frau." Sonst führen sie, wenn sie zusammen gen Hofe gehen, über Tisch etc zu Zeiten christliche Conversation und allerlei Beredung unter einander, doch ohne der Stücke zu gedenken, darinnen sie uneins. Der Briefschreiber rühmt sich sodann seines treuen Fleisses im Studiren, Lesen, Predigen, Ermahnen und ganzen christlichen Leben, wie er dies auch in späteren Briefen gethan, obwol er, wie selbst Elisabeth nach einigen Jahren klagte, sehr trank und sehr spielte, so dass er mit seinem Leben „Viele geärgert" hat. Kurfürst August ermahnte ihn daher nicht ohne Grund, er solle „sich nicht das Rumpfkärtlein und den Becher, wie bisher geschehen, andern Leuten zum Aergerniss so gemein sein lassen." Hofmann versprach Besserung, tröstete sich aber, während er bekannte, dass er nicht ohne Fehler und Ge-

nicht als strenger Calvinist angesehene Willing, von dem man gehofft hatte, er werde in Dresden so gut angeschrieben sein, dass man von der Bestellung eines neuen Hofpredigers absehen würde. Aber nicht allein, dass diese Berechnung fehl schlug, sondern Anna verdoppelte ihre Sorgfalt, die Tochter vor dem Gift des Calvinismus zu bewahren,[1]) was denn auch besser gelang, als ihre Bemühungen, Elisabeth durch fortgesetzte Ermahnungen zu einer wohlgesitteten Fürstin zu bilden.[2])

brechen sei, es würden neben seinen wöchentlichen Predigten seine geschriebenen Monumenta theologica und historica, wo nicht bei seinem Leben, vielleicht bei seinem Tode für ihn zeugen, dass er die mehrere Zeit besser als mit Rumpfen und Trinken zugebracht habe! (d. Neustadt 18. Febr. 1579). -- Zu alle dem passt es, dass der Hofprediger trotz beträchtlieher Einkünfte nicht auszukommen wusste und wiederholt um Vermehrung seiner Besoldung bat. So hatte er schon 1571 neben „Hofspeisung" und 2 „gebührlichen Kleidungen" jährlich 200 fl. und 20 Malter Korn, 10 Malter Hafer, 1 Fuder Wein. Er hofft, sich auch noch freie Beholzung zu erbetteln.

1) Anna warnt ihre Tochter wiederholt, einer etwaigen Aufforderung ihres Gemahls, mit ihm dem Gottesdienste beizuwohnen, nicht nachzugeben. Am 19. Mai 1571 schreibt sie u. a.: „Was aber die wahre christliche Religion anlangt, darf D. G. keinem Menschen zu Liebe davon weichen, sonst wäre zu besorgen, dass Gott auch von D. G. weichen und alle verhoffte Gunst, Freundlichkeit und guten Willen in Uneinigkeit, Bitterkeit und Hass wende und es zugehen würde, wie mit der Prinzessin von Oranien, als die den Menschen zu Gefallen ihre Bibel unter die Bank stiess und in die päpstische Messe ging, dass hernach die grosse Lust und Freude, die sie zuvor sich gegen uns gerühmt, in bittern Hass, Verachtung und Elend verwandelt ward." — Gewiss war auch die Sorge, dass Elisabeth für den Calvinismus gewonnen werden möchte, mit im Spiele, wenn die Mutter sich wiederholt über ihr längeres Schweigen beklagte.

2) Seit dem Herbst 1871 mehren sich die Klagen über das Betragen der jungen Pfalzgräfin. So schreibt ihre Hofmeisterin Anna von Wolfersdorf Sonntag nach Martini 1571 an die Kurfürstin von Sachsen, dass sie sich freue, wenn die Pfalzgräfin einmal zur Mutter komme, da sie gar ungereimte Dinge vornehme und gar keine Einrede leiden wolle. Sie ist ihr, der Hofmeisterin, so feind, dass sie wohl in 5 bis 6 Wochen kein Wort mit ihr geredet, weil sie ihr ihr ungereimtes Vorgehen nicht gestattet und etliche Dinge an die Mutter geschrieben.

Am 26. December 1871 beklagt sich Johann Casimir selbst, soviel ich sehe zum ersten Male, gegen die Schwiegermutter über seine Gemahlin, „dass sie einen solchen eifrigen Geist nun lange Zeit auf ihn getragen, und ihn in Argwohn gezogen habe, als halte er sich nicht gegen sie wie einem christlichen Ehemann gebührt. Die Kurfürstin soll mit mütterlichem Ermahnen helfen.

Anna antwortet am 7. Januar 1572 und bedauert, dass Elisabeth die mütterlichen Ermahnungen, die sie ihr fort und fort gegeben, nicht beachte. Sie will ihr sogleich noch einmal ernstlich schreiben und, wenn er im Sommer mit ihr nach Dresden komme, weiteres thun. Uebrigens möge er „ihren Eifer über ihn" dem Unverstande beimessen. Am folgenden Tage ging ein sehr ernstes Schreiben an die Tochter ab. Mit grossem Entsetzen und Bekümmerniss habe sie erfahren, dass sie sich gegen ihren Gemahl unfreundlich, halsstarrig und ungehorsam benommen und also alle mütterliche treuherzige Zucht und Unter-

Während ihr leidenschaftliches Wesen schwer zu zügeln war, liess ihre Rechtgläubigkeit kaum etwas zu wünschen übrig.

Davon lieferte Elisabeth einen genügenden Beweis, als sie im Sommer 1573 ihrer Niederkunft entgegensah und die Besorgniss in ihr rege wurde, ihr Kind könnte in Heidelberg, wohin der Gemahl sie führen wollte, von einem Calvinisten getauft werden.[1]) Anna hätte die Tochter

---

weisung so bald vergessen habe. Nach eindringlichen Vermahnungen droht schliesslich die Mutter, wenn Elisabeth in ihrer Hartsinnigkeit verharre, „alles dem Vater aller Gelegenheit der Länge nach zu berichten, der dann neben D. G. Gemahl auf Wege bedacht sein wird, wie der Eigensinn und Unfug dermassen gebrochen und gesteuert werde, dass es D. L. ihr Leben lang gereuen soll.“ Vergl. K. v. Weber, Anna Kurfürstin zu Sachsen S. 81.

Die Hofmeisterin berichtet am 4. Februar 1572 aus Heidelberg, wo sich das junge Paar öfterer als in Lautern aufhielt, es sei alles wahr, was man der Mutter über die Pfalzgräfin gemeldet. Weiter sieht man aus dem Briefe, dass ihr auferlegt worden, den Schwiegereltern, gegen welche sie sich längst „ungeberdig“ benommen, Abbitte zu thun: „Was aber die Abbitte belangt, habe ihr Herr und Gemahl ihr befohlen, zu dem Herrn Vater und der Frau Mutter zu sagen, wenn sie sähen, dass sie thäte, was ihnen nicht gefiele, so möchten sie sie darum strafen, so wollte sie gern folgen etc., welches sie ihres Herrn Befehl nach gethan, und ihr Herr hätte es nicht haben wollen, dass sie sonsten sollte Abbitte thun“

Sehr milde spricht sich um dieselbe Zeit der Kurfürst Friedrich gegen Anna über die Schwiegertochter, die ihn am wenigsten leiden konnte, aus. Ihm würden, sagt er, von ihr mehr Ehren erwiesen, als er fordere, und auch seine Gemahlin beklage sich nicht über sie. „Es mag sich gleichwohl zugetragen haben, dass ich einsmals mit meiner treuherzigen Vermahnung wenig Danks verdient, welches doch der Jugend zugemessen.“

Eine Probe von ihrer Heftigkeit, um nicht zu sagen Rohheit, legte die junge Fürstin nach dem Bericht ihrer Hofmeisterin (d. 17. März 1572) auf dem Wege nach Lautern ab, als sie in einem Kloster übernachtete. Sie schlug nämlich „das Weiblein, so bei ihrer G. wartete“, in hellem Zorn aus keinem andern Grunde, als weil an einem Stuhl in der Kammer ein Bein zerbrochen war, was die Pfalzgräfin inne wurde, als sie sich auskleidete. — Der Zornesausbruch blieb nicht ohne Folgen für den Zustand der jungen Gattin. —

Zu der Reise nach Dresden, wo die Mutter sie in die Schule zu nehmen beabsichtigte, kam es im Jahre 1572 noch nicht. „Ihre fürstl. G., schreibt die Hofmeisterin Neujahr 1573, fürchten sich heimzuziehen, denn ihre f. G. haben Sorge, sie werde etwa gescholten werden, wie denn E. churfürstl. G. wohl zu denken. Daher werden E. churfürstl. G. die Schreiben, so E. churfürstl. G. hinfort ihren f. G. thun, etwas lindern und freundlicher zu machen wissen; sonsten ist zu besorgen, dass ihre f G. nicht heimziehen möchten.“

1) Der Mutter entdeckte Elisabeth ihren Zustand erst am 11. Mai und bat um eine Hebamme; ihr Gemahl hatte nicht gewollt, dass sie früher davon schrieb, mit Rücksicht darauf, wie es wiederholt mit ihr gegangen. Jene Bitte um eine sächsische Hebamme wurde gewährt und ausserdem sandte die Mutter noch zwei erfahrene Frauen mit Windeln, Taufdecken, Hemden, Kissen und Leinwand, wie sie schon früher an Stelle der verstorbenen Hofmeisterin eine andere nebst zwei Junfrauen aus Sachsen besorgt hatte und noch weitere Jungfrauen geschickt haben würde, wenn Johann Casimir nicht geltend gemacht hätte,

trotz der Weite und Beschwerlichkeit des Wegs gern nach Dresden kommen lassen, dass sie dort die 6 Wochen zubrächte; da aber Johann Casimir seine Erlaubniss zu der bedenklichen Reise mit Recht versagte und die Gemahlin lieber zu seinen Eltern nach Heidelberg brachte, musste Kurfürst August die Frage der Taufe im Sinne der Gemahlin und Tochter bei dem Pfalzgrafen zur Sprache bringen. Die Sorge war leider überflüssig; denn Elisabeth kam am 15. September mit einem todten Knaben nieder. Somit war die Frage der Taufe entschieden. Johann Casimir aber vermochte es nicht über sich, zu jener Zumuthung der Schwiegereltern zu schweigen. Er sprach vielmehr nachträglich (29. Septbr. 1573) seinen Unmuth offen gegen Anna wie gegen den Kurfürsten aus: es würde das Söhnlein (wenn es am Leben geblieben) auf Christum unsern Heiland getauft worden sein, wie das auch in Sachsen geschehe, ungeachtet, was sonsten etwa für Ceremonien an einem und dem andern Ort, die doch unserer Seligkeit und der h. Taufe weder geben noch nehmen. „Und hätte derhalben, fährt der Pfalzgraf fort, E. L. Nachdenken zu schöpfen unsres Ermessens nicht Ursache gehabt.“ „Wie wir auch dieselbe ganz söhnlich und freundlich gebeten haben wollen, dass sie unser in dergleichen Fällen väterlich verschonen wollen und unruhige Leute, die gern Misstrauen, Unruhe und Zwiespalt sowohl zwischen uns Eheleuten als E. G. anzurichten unterstehen

---

dass sie nicht mehr Jungfrauen als sein Bruder Ludwig und der Vater, der Kurfürst selbst, halten könnten und sich überhaupt nach der Decke strecken müssten.

Der dringende Wunsch Anna's, dass die Tochter, welche sie schon längst hatte bei sich haben wollen, das Wochenbett bei ihr abhalten möchte, hing möglicher Weise schon mit religiösen Bedenken zusammen; aber so viel ich sehe, ist doch die Sorge, dass das zu erwartende Kind von einem calvinischen Prediger getauft werden möchte, zuerst von Elisabeth ausgesprochen worden. Sie bat die Mutter herzlichst, ohne sie zu verrathen, dahin zu wirken, dass die Taufe von ihrem Geistlichen besorgt würde; der Kurfürst möge darüber um Himmelswillen ihrem Gemahl schreiben. — Nach K. v. Weber, Anna von Sachsen S. 35, hätte der Prediger Hofmann die Besorgniss der Pfalzgräfin getheilt und sich deshalb, als Elisabeth ihrer ersten Entbindung entgegensah, an den einflussreichen Erich Volkmar von Berlepsch gewendet. Aber aus der Bemerkung Hofmanns, dass „als sein Vorfahrer ein Kind (wohl irgend eines Hofbeamten der Elisabeth) nach sächsischer Ordnung getauft, dies der Anfang gewesen sei alles Haders und Unwillens,“ sieht man, dass Hofmann eine andere Entschliessung gewünscht hätte. Später lernte auch Mutter Anna vernünftiger über die Taufe denken (v. Weber a. a. O. 37), und Elisabeth allein war es, die ihre Kinder durch die Taufe eines „Zwinglers“ gefährdet hielt.

möchten, jetzt oder künftig ihro nichts widerwärtiges einbilden lassen wollen."

Derartige Zurechtweisungen verbesserten natürlich die Stimmung am sächsischen Hofe nicht. Noch weniger der Umschwung, welcher sich dort um diese Zeit zu Gunsten der lutherischen Eiferer, deren Beschützerin die Kurfürstin war, still und unaufhaltsam vorbereitete. August, welcher bisher den Kryptocalvinisten am Hofe seine Gunst zugewendet und über die confessionelle Haltung der Wittenberger Theologen, trotz aller Angriffe, die sie erfuhren, sich immer wieder hatte beruhigen lassen, stand auf dem Punkte, von Anna und ihrem theologischen Anhang für eben jene Richtung gewonnen zu werden, die er bis dahin bekämpft hatte. Noch suchten freilich die Wortführer der Wittenberger, Männer wie Stössel und Schütz, von vornehmen weltlichen Räthen unterstützt, das Feld zu behaupten; es war jedoch zu fürchten, dass mit Hülfe der Kurfürstin die immer sicherer auftretende Gegenpartei siegen werde. Ihr Sieg aber bedeutete vollendeten Bruch mit Heidelberg, dem Hauptquartier aller öffentlichen und heimlichen Calvinisten in Deutschland, von wo auch verborgene Fäden nach Wittenberg, wie nach Dresden, liefen.

Unter solchen Umständen kam Johann Casimir am 5. November 1573 in einer politischen Mission an den sächsischen Hof. Er kam im Auftrage seines Vaters Friedrich, aber ohne die Gemahlin, welche deren Eltern schon so lange wiederzusehen begehrt hatten. Das verursachte namentlich der Mutter Anna, wie sie an die Herzogin von Mecklenburg schrieb, „allerlei Nachdenken", so dass sie bei ihrem Gemahl anhielt, er möge Johann Casimir bestimmen, dass er Elisabeth kommen liese. Der Schwiegersohn konnte nicht widersprechen. Aber der Kurfürst Friedrich sah sich veranlasst, als man in Dresden schon auf die baldige Ankunft Elisabeths mit Sicherheit rechnete, J. Casimir plötzlich von dort abzurufen. Hiess das nicht den Eltern die Tochter vorenthalten, um jede Einwirkung von ihrer Seite abzuschneiden? August war nicht der Mann, auch wenn die Gemahlin nicht hinter ihm stand, sich solche Kränkung bieten zu lassen. Das wusste Johann Casimir und suchte sich dem ersten Ausbruch des Zornes zu entziehen, indem er durch D. Craco und nicht persönlich um seinen Abschied bat und des Vaters

Abberufungsschreiben vorlegte. In lautem Unwillen brach August los und liess dem Schwiegersohn sagen, er sehe wohl, dass man ihm die Tochter vorenthalten wolle Hätte er ahnen können, dass er ihrer ganz beraubt sein solle, so würde er sich anders bedacht haben. Sollte er aber seine Tochter in diesem Leben nicht mehr sehen, so möge Johann Casimir sich erinnern, wozu er sich durch die Eheverbindung verpflichtet habe. „Was aber hierunter, liess ihm August durch Craco ferner vorhalten, von seinem Herrn Vater und dem Bruder Christof öfters über Tisch und sonst für verdriessliche Reden widerfahren, vielleicht der Meinung, dass die Obligation, so seine G. von sich gegeben, den Vater und den Bruder nicht binden, da sie auch hierauf als ein arm einfältig Kind sich nicht alle Mal so bescheiden gehalten, wie sich wohl in Verweisung der Stachelreden gebührt, — solches mag man Niemanden als sich selbst zumessen, und hätte ich mich dieser Dinge mit dem Geringsten vermuthen können, so sollte sie nimmermehr gen Heidelberg gekommen sein." August stellte nicht in Abrede, dass er und seine Gemahlin der Tochter mit allem Ernst eingebunden, sich in keine andere Religion durch gute oder böse Worte führen zu lassen, bei Absagung aller väterlichen und mütterlichen Liebe, Treue und Freundschaft " Sonst haben sie die Tochter zu allem billigen Gehorsam ermahnt. „Und weil ich seine L. für einen redlichen, wahrhaften Fürsten hielt, so machte ich mir auch keinen Zweifel, sie werden für ihre Person nichts wider die Obligation mit meiner Tochter vornehmen. Da es aber über alles gute Vertrauen und Zuversicht von S. L. nicht bedacht und darüber das Widrige sollte vorgenommen werden, so könnten mir S. L. nicht verdenken, dass ich als der Vater neben meinen Herrn und Freunden meiner Tochter auch zuspringe und das abwende, so wider meine Tochter und unser aller Gewissen, wider Obligation und fürstliche Zusagung meiner Tochter aufgedrungen werde, und sollte es auch gleich Land und Leute, Gut und Blut kosten, das sollte mich auf diesen Fall ganz und gar nicht dauern. Das wollte ich also S. L. nicht vorenthalten.[1])

Mit einem solchen Abschied konnte Johann Casimir nur gehen,

1) Dresden, H. St. A. III, 96 f. 221 Nr. 8. Vergl. Briefe Friedrichs II, 611.

wenn er den Bruch hätte unheilbar machen wollen. Sein Entschluss war auf der Stelle gefasst. Indem er dem D. Craco erwiderte, die Erklärung des Kurfürsten befremde ihn nicht wenig, die Rede sei aber nicht neu, da er sie schon auf der Kindtaufe zu Cassel von der Kurfürstin habe hören müssen, so dass er den Kurfürsten für entschuldigt halte und leicht erachten könne, woher solches komme, fügte er hinzu, dass seiner Ehren Nothdurft erfordere, dass er sich verantworte. Er werde deshalb nicht eher von dannen gehen, bis seine Gemahlin komme; alsdann möge man sie fragen, ob man sie wider ihr Gewissen habe „dringen" wollen.

Elisabeth kam und brachte auch ihren Hofprediger Wagner mit. Dieser musste natürlich gleich der Tochter den Eltern ausführlich berichten. Er verfasste zu dem Zweck ein Schriftstück, das uns erhalten ist.[1]) Ueber unbillige Behinderungen in seiner seelsorgerischen Thätigkeit in der Pfalz konnte Wagner allerdings nicht klagen, wohl aber wusste er mancherlei vorzubringen von heimlichen Beziehungen der Heidelberger zu den Wittenberger Theolgen und von dem Liebäugeln dieser mit dem Calvinismus. Dies reichte hin, um die Aufregung des Kurfürsten über die verdächtigen Wittenberger und deren Fürsprecher an seinem Hofe bedenklich zu steigern, und dass die Gesinnungen der Schwiegereltern auch gegen ihn während des verlängerten Aufenthalts in Dresden sich nicht freundlicher gestaltet hatten, erfuhr Johann Casimir, als er zu Anfang März mit seiner Gemahlin die Rückreise nach der Pfalz antreten wollte.

Indem er sich von dem Kurfürsten verabschiedete, konnte er nicht umhin, an das zu erinnern, was ihm derselbe 3 Monate zuvor durch D. Craco hatte vorhalten lassen, und beklagte sich darüber, dass man ihm vorgeworfen, er habe Brief und Siegel nicht gehalten. Das sei ihm, der sich immer fürstlicher Tugend beflissen, um so beschwerlicher, als er nicht anders denken könne, als dass diese Dinge entweder von der Kurfürstin oder von seiner Gemahlin herrührten, indem er gleichlautende Reden von jener schon zu Cassel habe hören müssen. Er

1) Vergl. meine Abhandlung: Sturz der Cryptocalvinisten in Sachsen, Histor. Zeitschr. XVIII, 77 ff., und Briefe Friedrichs II, 663 Anm.

bitte ganz freundlich, der Schwiegervater möge sich nicht durch seine Gemahlin (Anna) oder andere ihm missgünstig Gesinnte wider ihn verhetzen lassen und ihn mit dergleichen Bezichtigungen verschonen.

Auch über die Einmischung des Kurfürsten in die Frage der Taufe vor der unglücklichen Niederkunft Elisabeths sprach Johann Casimir offen seinen Unmuth aus.

August erwiderte, dass es sich mit Craco's Reden anders verhalten. Er habe ihm nicht befohlen, dem Schwiegersohn zu sagen, dass er Brief und Siegel nicht gehalten hätte, und rief Craco und fragte ihn, ob er solches geredet hätte. Der geheime Rath erschrak und sagte, er wisse sich dessen nicht zu erinnern und hoffe, der Pfalzgraf werde solches von ihm nicht verstanden haben. Der Kurfürst, fuhr dagegen Johann Casimir fort, werde hoffentlich Elisabeth selbst über die vorgebrachten Beschwerden befragt haben und ihn für entschuldigt halten. Was August darauf erwiderte, wissen wir nicht. Bezüglich der verdriesslichen Taufgeschichte machte er geltend, dass er sich zu einer Erinnerung in dieser Angelegenheit berechtigt gehalten habe. Und weil er, Johann Casimir, sich rühme, schloss August, dass er sich von Jugend auf fürstlicher Tugend beflissen, so wolle er sich auch zu ihm versehen, er werde dem, wozu er sich gutwillig und ohne allen Zwang verpflichtet, treulich und wie es einem redlichen standhaften Fürsten gebührt, nachkommen. Wenn dieses geschehe, wolle er ihn loben; wo nicht, so solle es ihm nicht unter die Bank gesteckt, sondern ihm auch gesagt werden. Darauf könne er sich ohne Zweifel verlassen.

Es lässt sich denken, in welcher Stimmung Johann Casimir nach so spitzen Reden der Kurfürstin, in der er mit Recht die Haupturheberin seines ehelichen Unglückes sah, zum Abschied gegenübertrat, und wie gereizt diese sich äusserte. Sicherlich liess er es nicht bei der Bitte bewenden, dass die Schwiegermutter bei dem ungehaltenen Gemahl ein gutes Wort für ihn einlegen möge, so wie diese sich nicht begnügte, ihm die Tochter zu empfehlen. Sie war rücksichtslos genug, ihm hinzuwerfen, es wäre ihr leid, dass sie ihm die Tochter gegeben, worauf Johann Casimir, was er selbst freilich später in Abrede gestellt hat, sich soweit vergessen haben soll, dass er entgegnete, er würde seine

Gemahlin nicht gewonnen haben, wenn er nicht durch seinen Vater zu der Ehe genöthigt worden wäre.[1])

---

1) Ueber diese peinlichen Abschiedsscenen liegen uns ausser dem folgenden Briefe Elisabeths an die Mutter vom 6. März und dem des Kurfürsten vom 13. März (letzterer excerpirt in den Briefen Friedrichs II, 659 ff) noch Aeusserungen der Betheiligten aus dem Ende des folgenden Jahres vor, nachdem August auf dem Kurfürstentage zu Regensburg seinen Groll gegen Friedrich III. u. a. auch damit zu motiviren gesucht hatte, dass die Ehe Johann Casimirs mit seiner Tochter nur dahin gemeint gewesen, ihm Land und Leute zu beunruhigen (Briefe Friedrichs II, 878, 887 etc.). Als Friedrich darauf versicherte, man habe bei jener Verbindung nur die Ehre Gottes und die Freundschaft mit dem sächsischen Hause im Auge gehabt, liess sich August (a. a. O. 916) gegen Ludwig, den ältern Bruder Johann Casimirs, dahin vernehmen: „dass ich dann E. L. Bruders gegen Euch gemeldet, sollte nicht die Tage meines Lebens vor Niemandes Ohren gekommen sein, wenn mir nicht die höchste Ursache dazu gegeben worden wäre; denn sich S. L. gegen mein Weib solcher Reden, wie S. L. durch derselben Herrn Vater zu solcher Heirath gedrungen, unverholen vernehmen lassen. Dass mir solche Reden die Tage meines Lebens nicht aus meinem Herzen oder Munde kommen, dessen bin ich gewiss. So weiss ich auch, dass ich S. L. meine Tochter nie angeboten noch eingedrungen u. s. w.

Der Kurfürst F. war, als er Nachricht hiervon erhielt, nicht im Stande, Joh. Casimir sogleich darüber zur Rede zu stellen, da er seinen Feldzug nach Frankreich bereits angetreten: der Vater konnte und wollte ihm aber nicht zutrauen, „dass er ihn zur Unschuld dergestalt sollte angegeben haben, dass er ihn zu dieser Heirath gedrungen, es habs gleich dem Kurfürsten zu Sachsen seine Gemahlin oder ein anderer gesagt." —

In der That versicherte auch Johann Casimir (in einem undatirten Briefe im Dresdener H. St. A.) dem Vater, es sei nicht wahr, dass er gesagt habe, er sei genöthigt worden, seine Gemahlin zu nehmen. Das könne nur D. Craco durch torturam gesagt haben. Mit diesem habe er aber weder in bösen noch guten Tagen seiner Gemahlin halben geredet, mit Ausnahme jenes Falls zu Anfang December 1573, wovon oben erzählt wurde. Von dem letzten Abschied berichtet J. Casimir: Am Abschied aber hab ich nicht können zur Errettung meiner Ehren unterlassen, den Kurfürsten zu fragen etc. Darauf hätte August zur Antwort gegeben, er habe Craco das zu sagen nicht befohlen, und Craco, vorgefordert und gefragt, ob er solches geredet und ob ihm solches befohlen, sei erschrocken etc. „Darauf sagte ich, und erhalte diese Rede: ich verhoffe, seine G. werden mein Gemahl hierüber befragt haben und mich entschuldigt halten. Darauf ging er (der Kurfürst) von mir und ward etwas unlustig."

„Also ging ich, fährt der Pfalzgraf fort, zur Kurfürstin, nahm meinen Abschied von ihrer L., sagte, der Kurfürst wäre auf mich unwillig, und bat sie, sie wolle mir ein gut Wort verleihen. Darauf sagte sie mir, sie befehle mir ihre Tochter. Darauf gab ich ihr zur Antwort, dass es meine Gemahlin hörte, ich wollte sie mir nicht weniger als bisher empfohlen sein lassen. Und das war unser Abschied."

Kurfürst Augut antwortete darauf dem Pfalzgrafen Ludwig am 19. April 1576: „Was E. L. Bruder meiner Gemahlin, mit der ich nunmehr Gottlob ein gutes über 20 Jahre in Ruhe, Liebe und Freundschaft gelebt, in einer Furia oder Trunkenheit, davon man auf den Morgen nichts mehr wissen will, geredet, das gesteht meine Gemahlin jetzo und allezeit, hat auch kein Bedenken, solches E. L. Bruder in Gegenwart, so oft er's haben will, zu sagen, nämlich dass E. L. Bruder ihrer L. gesagt, dass er von dem Vater zu dieser

Mit wie bittern Empfindungen Johann Casimir nach solchen Vorgängen auf der Rückreise an Dresden zurückdachte, hat seine Gemahlin am 6. März aus Hof der Mutter auf ihr Begehren berichtet.

„Wie mein Herr ist gen Freiberg gekommen, hat mein Herr zu mir gesagt, dass er von meinem Herr Vater mit Unwillen geschieden. Habe ich zu meinem Herrn gesagt, da sei Gott für. Wie hat mein Herr so gethan? Hat mein Herr mir den ganzen Handel erzählt, wie sichs hat zugetragen, was er wider meinen Herr Vater geredet hat, und verdross ihn gar sehr, dass sich E. G. hätten vernehmen lassen, dass E. G. leid wäre, dass E. G. mich meinem Herrn gegeben hätten, und dass mein Herr Vater meinem Herrn hätte fürgehalten, dass mich mein Herr sollte bei der Religion lassen. Sagt mein Herr, er hätte sich entschuldigt, dass er mich nicht von meiner Religion hätte treiben wollen. Habe ich meinem Herrn gesagt, was sich mein Herr vor der Zeit hat vernehmen lassen gegen mir mit der Religion. Sagt mein Herr darauf, was geschehen wäre vor der Zeit,[1]) soll nicht mehr geschehen. Er wollte sich auch solches gegen mir nicht versehen, dass ich solches

---

Ehe gezwungen. Weil dann E. L. meinen Ansager wissen, so mir auch alle Zeit geständig sein wird, welche mich auch, so lange wir beisammen gewesen, mit keinem Ungrund berichtet, so werden E. L. mich aus dem Verdacht lassen, dass ich solches nicht erdichtet. Ich habe diese Worte von E. L. Bruder selbst nicht gehört, sonst wollte ich sie unverantwortet nicht gelassen haben."

Als er habe fortziehen wollen, habe er ihn mit diesen Worten angeredet: Ich hätte ihm durch D. Craco anzeigen lassen u. s. w. D. Craco aber, herbeigerufen, leugnete dies, worauf August zu Joh. Casimir sagte: „Sehet her, was ihr mir zeihet und womit ihr umgeht." „Darauf, sagt hier August, er von Bosheit angefangen zu fluchen und in Unwillen von dannen geschieden." während es in dem Briefe des Kurfürsten vom 13. März 1574 heisst, dass Joh. Casimir dagen stille geschwiegen und zu der Kurfürstin gegangen sei. „Da er nun, schliesst August das Schreiben vom 19. August 1576, den Wein ausgeschlafen, schreibt er mit eigner Hand an mich, wie hiebei zu sehen (es ist das Entschuldigungsschreiben Joh. Casimirs vom 6. März 1574 gemeint), sowie auch meine Antwort beiliegt. Ich wollte ihm gönnen, wenn er trinken wollte, er hätte besser acht auf seine Reden und Sachen."

Den Vorwurf, dass er nicht nüchtern gewesen, bekam Joh. Casimir auch in dem Briefe Augusts vom 13. März zu hören, und erhob dagegen, wahrscheinlich aus gutem Grunde, keine Einsprache. Gleichwohl dürfen wir bezweifeln, ob er gegen die Kurfürstin so gesprochen, wie diese vorgab.

1) Es kann nicht schlimm gewesen sein, weil es sonst in Dresden sicher zur Sprache gekommen wäre. Elisabeth musste es darum zu thun sein, ihre Klagen möglichst zu rechtfertigen.

E. G. noch meinem Herrn Vater sollte gesagt haben. Habe ich darauf geantwortet, ich hätte mein Leben lang solches gegen E. G. noch meinen Herrn Vater nicht gedacht, bete auch meinen Herrn ganz freundlich, er wolle mich bei der erkannten Wahrheit bleiben lassen, und mir hinfort in meinen Glauben nicht einreden, welches mir auch mein Herr hat zugesagt. Der allmächtige Gott wolle weiter helfen. Ich habe auch nochmals meinen Herrn gebeten, was mein Herr Vater geredet hätte, wolle mein Herr nicht anders verstehen, denn dass mein Herr Vater es treulich und gut gemeint hätte" etc.

Darnach hub mein Herr an von der Kindtaufe, dass E. G. und mein Herr Vater geschrieben haben, dass mein Prediger hat meinen Sohn taufen sollen. Hat mein Herr gesagt, mein Herr Vater verachte ihre Taufe und wäre doch so gut als unsere Taufe, als dass wir den Teufel austreiben. Habe ich meinem Herrn gesagt, ob er an seiner Taufe zweifle, ob sie recht sei; denn er sei auch so getauft. Hat er gesagt: nein. Habe ich meinen Herrn gebeten, er wolle die Taufe, wie er selbst getauft sei, nicht verachten. Hat mein Herr gesagt, es wäre dennoch ein päpstisch Ding mit den Kreuzen. Wie mein Herr gar nicht aufhören hat wollen mit den Reden und saget auch, mein Herr Vater und E. G. hingen dem Kaiser an und E. G. hätten die Worte vor meinem Herrn ausgestossen, dass es E. G. leid wäre, dass E. G. mich meinem Herrn gegeben hätte, habe ich wider meinen Herrn gesagt, wie es ihm gefallen werde, wenn ich's seinen Herr Vater thäte und so übel auf ihn redete; bäte meinen Herrn, da er mich lieb hätte, wolle er mich hinfort solche Reden nicht mehr hören lassen. Solches hat er mir auch zugesagt; hoffe, dass es lange Bestand habe. Ich habe ihn auf die letzt gebeten, und er mir zugesagt, dass er meinem Herr Vater schreiben wolle und sich entschuldigen; zweifle nicht, dass er's thue. Ich bitte auch E. G. vor mein Person, E. G. wollen meinem Herrn nicht vor übel aufnehmen und solches, was er geredet hat, dem Wein zuschreiben, und E. G. wollten auch das beste bei meinem Herr Vater helfen thun, dass mein Herr Vater nicht „schellig" auf meinen Herrn sei. Bis hierher hat er sich nichts weiter vernehmen lassen, als das, dass ich nicht habe verstehen können, worauf es gemeint sei: er wolle handeln, dass

ein Messer das andere in der Scheiden behält, und dass er sich verredet hat, nicht mehr in das Land zu kommen."

Wenn der Pfalzgraf, wie es noch an demselben Tage geschah, ein Schreiben an den Schwiegervater richtete, worin er für alles Gute dankt, über Missverständniss beim Abschied von Seiten des Kurfürsten klagt und versichert, es nicht bös gemeint zu haben, so konnte er doch unmöglich einen warmen Ton finden und noch weniger hoffen, da Eindruck zu machen, wo so viel Erbitterung sich angesammelt hatte. So bekam er denn auch von August eine Antwort (d. Dresden den 13. März), die kalt und abweisend genug lautete. Er sehe mit Verwunderung, begann er, dass Johann Casimir meine, er sei so voll gewesen, dass er ihn nicht recht verstanden; er will ihn deshalb erinnern, was für Reden er beim Abschied mit ihm getrieben, woraus er urtheilen möge, welcher von ihnen beiden der vollste und unbescheidenste damals gewesen. Nun rückt er ihm die gefallenen Reden vor[1]) und schliesst mit folgender Absage:

Weil er aus seinen Reden und Schriften das Vertrauen, dessen er sich versehen, nicht finde, so müsse er es Gott mit Bekümmerniss befehlen. Und weil er sich gänzlich vorgenommen, um ihn und seine Händel sich das wenigste nicht mehr zu kümmern, so wolle er hiermit als der treue Eckart ihn treulich gewarnt haben, sich durch unruhige und böse Leute und auch durch seinen eigenen Muth nicht zu hoch verführen zu lassen und Dinge vorzunehmen, die auszuführen ihm viel zu beschwerlich sein werde. „Gott weiss es, ich meine es gut, treulich und aufrichtig und soll dieses meine letzte Erinnerung und Warnung sein. Damit Gott befohlen."

Man sieht, wie sehr Kurfürst August in demselben Masse, als er sich dem kaiserlichen Hause anschloss, auch an den politischen auf Unterstützung der Hugenotten wie der verfolgten Niederländer gerichteten Bestrebungen des Heidelberger Hofes, Anstoss nahm. Aber eben die Rücksicht, dass man einen Fürsten nicht zum Feinde haben dürfe, dessen Haltung in allen deutschen Angelegenheiten nicht minder als in denen des gesammten Protestantismus von unberechenbarer Bedeutung war,

1) S. Briefe Friedrichs II, 600.

musste Johann Casimir, den rührigen Vorkämpfer der pfälzer Politik, immer wieder auffordern, sich um die verlorene Gunst des Schwiegervaters nach Möglichkeit zu bemühen.

So beantwortete er denn am 7. April von Heidelberg aus den unfreundlichen Brief vom 13. März in einer Weise, als ob er nur Verehrung und Anhänglichkeit gegenüber den Schwiegereltern empfände. Er beklagt, dass er mit dem Kurfürsten nach den bedauerlichen Reden nicht noch weiter habe sprechen können, um das Missverständniss zu beseitigen; er bittet, das Vorgefallene vergessen zu wollen, und ihm sein väterliches Herz nicht zu entziehen; er betheuert, dass seine bisherigen Unternehmungen nur dem deutschen Vaterland und den bedrängten Christen zu gute gemeint gewesen, und empfiehlt sich angelegentlichst dem Kurfürsten und seiner Gemahlin als deren gehorsamer und treuer Sohn und Diener.

Durch solche Versicherungen konnte die einmal bestehende Kluft um so weniger verdeckt werden, als die unterbrochene heimliche Correspondenz mit der Mutter nicht allein die Tochter in ihrem Misstrauen und ihrem Hass gegen alles „zwinglische“ Wesen bestärkte, sondern auch in Dresden dem Aerger über Johann Casimir und noch mehr über seinen Vater neue Nahrung gab. So meldete schon am 5. April Elisabeth der Mutter, wie drohend sich ihr Gemahl über ihren Hofprediger, weil er etwas hineingeschrieben „von der Religion“, geäussert, und wie sie vergebens ihm versichert, dass sie selbst auch nichts von heimlichen Mittheilungen nach Dresden wisse.[1]) Sie stellte, wohl wissend, dass die Mutter den ehelichen Unfrieden wenigstens zum Theil ihrem leidenschaftlichen Betragen zur Last legen musste, die Sache so dar, als ob es nur um die Religion zu thun wäre, worin sie, der elterlichen Mahnung gemäss, fest zu bleiben versichert.[2])

Elisabeth war es auch, die ihren Vater, als er bald nach der Dresdener Reise einen besondern Gesandten in Angelegenheiten der

---

1) Sie durfte dabei der Mutter erzählen, wie sie sich auf deren Zeugniss ihrem Gemahl gegenüber für die Behauptung berufen, dass sie ebensowenig wie ihr Prediger etwas von der Religion geschrieben!

2) Vergl. Briefe Friedrichs II, 661.

Pfalzgräfin nach Heidelberg sandte, hinderte, dem Berichterstatter, welcher den Ungrund ihrer Klagen hätte darthun können, Glauben zu schenken. August hatte nämlich den auch als fürstlichen Baumeister bekannten Grafen Rochus von Linar beauftragt, bei Friedrich Beschwerde zu erheben sowohl darüber, dass Johann Casimir, statt in Lautern zu residiren, so häufig in Heidelberg sich aufhielt, als auch, dass seine Gemahlin in ihrer Religion irre gemacht oder beunruhigt würde.[1]) Der Kurfürst Friedrich wies die eine wie die andere Beschwerde mit Nachdruck und Würde zurück und gab dem Gesandten namentlich hinsichtlich des zweiten Punktes hinlänglich Gelegenheit sich zu überzeugen, dass Elisabeth keinen stichhaltigen Grund zur Klage hatte. Musste diese doch, wie sie in einem Briefe an die Mutter selbst zugesteht, in Gegenwart des Gesandten der Eltern bekennen, dass der Kurfürst nur ein oder zwei Mal mit ihr über Religion geredet hätte,[2]) obwohl er, wie er sich selbst ausdrückt, „den Gebrauch hatte, dass er gern von Religionssachen, sonderlich vor der Jugend, damit sie in Gottesfurcht erzogen und unterwiesen, wenn es Zeit und Gelegenheit auch über Tisch zu reden.“ Elisabeth schwärzte dafür den Grafen Linar in Dresden als einen treu- und glaubenslosen Menschen an, welcher in Heidelberg gut zwinglisch thue, sogar mit zum Abendmahl gehe und sicherlich die Menschen ebenso belüge, wie er Gott belüge.

Auf die Heuchelei und Schelmerei des „wälschen Baumeisters“, des „Einäugigen“, kommt Elisabeth auch in spätern Briefen noch öfter zurück, wie denn ihre Eltern überhaupt alle Ursache hatten, mit dem Hass, den sie bei jeder Gelegenheit gegen den Calvinismus an den Tag legte, zufrieden zu sein. Auf die Nachricht von der Katastrophe, die in Dresden endlich über die Cryptocalvinisten mit unerbittlicher Härte hereingebrochen, preist Anna's würdige Tochter den lieben Gott, das ihr Herr Vater die Zwingler gekriegt hatte; möchte er sie ja alle kriegen und ja nicht aus der Hand geben, damit sie der Kurfürst Friedrich, der sie gern haben möchte, nicht bekäme!

Trotz solcher Proben, die Elisabeth von ihrem lutherischen Glaubens-

---

1) Briefe Friedrichs II, 656—659.
2) A. a. O. S. 603.

eifer ablegte, scheinen die Eltern doch noch immer an die Möglichkeit geglaubt zu haben, dass sie, wenn sie öfter in Heidelberg verweilte, von dem Gift der Ketzerei angesteckt werden könnte. Sie hatten ihr daher nicht allein den Aufenthalt an dem Hofe der Schwiegereltern streng verboten, sondern hörten auch nicht auf, sie fort und fort zu treuem Festhalten an ihrem Glauben zu ermahnen, obgleich sie mehr Ursache gehabt hätten, ihre Ermahnungen auf die Uebung anderer Tugenden zu richten.[1])

Es ist anerkennenswerth, dass es unter so bewandten Umständen Johann Casimir gelang, mit der Gemahlin längere Zeit in leidlich gutem Verhältniss zu leben, und nicht minder, dass Elisabeth für die Güte, ja Liebe ihres Gatten empfänglich und dankbar blieb. Sie hat selbst ihren Eltern gegenüber Worte des Lobes über ihn, während der Kurfürst Friedrich und seine entschieden calvinische Umgebung ein Gegenstand des Grauens für sie bleiben. Dem Schwiegervater verzeiht sie es nicht, dass er so oft ihren Gemahl zu sich beruft, nur um sie zu kränken und dafür zu strafen, dass sie nicht mit ihm in Heidelberg wohnen

---

1) Ganz liess es die Mutter freilich nicht daran fehlen. So in einem heimlichen Briefe, den sie der Pfalzgräfin durch eine neue aus Sachsen gesandte Hofmeisterin im Mai des Jahres 1574 überreichen liess, und den die Empfängerin, wie sie der Mutter zu ihrer Beruhigung versicherte, flugs hinweg that. „Und dass mir E. G., schreibt darauf Elisabeth, mütterlich fürhalten, dass ich E. G. schwerstes Kind gewesen wäre, und dass E. G. an mir am meisten Kreuz gehabt, das ist mir von Herzen leid, und bitte, E. G. wollen mir's nicht zurechnen, sondern meinem Unverstand zumessen. Denn Gott weiss es, dass es mir von Herzen leid ist gewesen und noch, und habe es nächst, da ich bei E. G. bin gewesen, kindlich abgebeten, und bitte nochmals, E. G. wollen es mir mütterlich zu Gute halten und es mütterlich vergessen sein lassen. Ich will mich auch mit Gottes Hülfe hinfortan halten, dass E. G. ein mütterlich Gefallen daran haben werden, und was ich vorhin versäumet habe, will ich wieder einbringen."

Oefter aber hatte Elisabeth Veranlassung, den Eltern zu versichern, dass sie in der Religion beständig sein werde. So schrieb sie am 6. Juni 1574 der Mutter: „dass aber E. G. sammt meinem herzlieben Herrn Vater mich aber einmal väterlich und mütterlich erinnern, dass ich bei meiner Religion und Gebrauch des h. Sacraments beständig bleiben wollte, sollen E. G., ob Gott will, nicht anders von mir erfahren, denn ich einmal bei der erkannten und bekannten Wahrheit bleiben will, und mir auf Erden nichts so lieb soll sein, dass ich eines Haar breits will von der Religion weichen, es gehe mir darüber, wie es Gottes Wille ist."

will.[1]) Der wiederholten Einladung, ihn mit ihrem Gatten zu besuchen, leistet sie höchst ungern Folge und entschuldigt sich doppelt lebhaft bei den Eltern, wenn sie mehrere Tage in der verdächtigen und verhassten Umgebung aushält. Freilich beklagt sie sich auch wieder, wenn sie nicht geladen wird; man kümmere sich nicht um sie und halte sie wie eine Fremde.[2]) „Ich kann aber nicht wissen, heisst es in einem undatirten Briefe an die Mutter, warum sie meiner nicht achten, als dass E. G. und mein Herr Vater begehrt haben, dass sie mich bei der Religion bleiben lassen sollen. Dieweil sie mich mit meiner Religion zufrieden sein lassen sollen, denken sie, sie wollen gar nichts mit mir zu thun haben. Aber heimlich, dass ich's nicht merken soll, schicken sie zu meinem Herrn und treiben meinen Herrn, dass er mit mir reden soll davon. Aber mein Herr mir solches vertraut. Aber mein Herr lässt mich bleiben." Dennoch zweifelt sie, ihren Gemahl, so lange dessen Vater lebt, bekehren zu können. „Ach, meine herzallerliebste Frau Mutter, ich fürchte mein Herr wird nie mehr mit uns eins in der Religion, einweil der Alte lebt. Gott gebe, dass es hernach geschehe. Aber der Herr Vater bleut ihm die Lehre so sehr ein, dass E. G. nicht glauben können."

In dem darauf folgenden Briefe vom 7. Februar 1575 sagt Elisabeth: „E. G. dürfen nicht Sorge haben, dass ich gegen Heidelberg ziehe; denn mir selbst von Herzen hin grauet. Der Kurfürst hat nächst gegen meinen Herrn gesagt, wenn er meinen Herrn wieder beschriebe, so wollte er, dass mein Herr mich mitbrächte, denn er was mit mir zu reden hätte, und als ich mich bed ünken lasse, so ists um die Religion zu thun. Aber ich will mich mit Gottes Hülfe wohl verwahren, dass ich nicht hinkomme."

Statt dessen erlaubte ihr Johann Casimir zu ihrer grossen Freude,

1) Um seinen Liebling, der freilich auch eine Stütze der väterlichen Politik war, in seiner Nähe zu haben, schlug Friedrich der Schwiegertochter einmal Weinheim zum Wohnsitz vor; sie lehnte aber ab, u. a. weil sie fürchtete, dort erst recht allein leben zu müssen. „Für meine Person, versichert sie der Mutter, wollte ich mit meinem Herrn in einem Bauernhaus haushalten; denn mich dünkt nirgends lieber zu sein, denn bei meinem herzliben Herrn, wenn mein Herr mich nur bei sich haben mag."

2) S. einzelne Stellen aus der damaligen Correspondenz Elisabeths mit ihrer Mutter in den Briefen Friedrichs II, 667, ff.

im April dessselben Jahres ihre Eltern wieder zu besuchen.[1]) Die Abreise war schon bestimmt, als die Erkrankung Friedrichs sie zwang, mit ihrem Gemahl nach Heidelberg zu gehen; da es sich jedoch mit dem Kurfürsten bald wieder besserte, konnte Elisabeth nach Lautern zurückkehren und sich dann zur Reise in die Heimath rüsten. Am 9. Juni kündigte sie von Leipzig aus ihrem Vater die baldige Ankunft zu Dresden an.

Obwohl sie bei den Eltern für diesmal nur ein paar Wochen blieb, so konnte es doch nicht fehlen, dass ihr Widerwille gegen den Calvinismus neue Nahrung empfing. Eine Schrift des reformirt gesinnten französischen Edelmannes Vidames de Chartres, die ihr Johann Casimir für August mitgegeben hatte, wies dieser entschieden zurück und erklärte der Tochter, er würde sie für sein Kind nicht halten, wenn sie ihm mit solchen losen Büchern wieder käme. Noch mehr sorgte und rieth die Mutter, wie Elisabeth vor jeder Berührung mit calvinischem Wesen bewahrt bleiben könnte.[2])

---

1) Das Reisegeld konnte er ihr freilich aus eigenen Mitteln nicht geben. Er sprach seinen Vater darum an. Dieser aber lehnte die Bitte mit Rücksicht auf die andauernde Theuerung und die hohe Summe, um die es sich handelte, ab. „Denn Du selbst weisst, was darauf geht, wenn man mit so viel Pferden und Wägen fortzieht. Es ist nun nicht, wie etwa weiland unsere Gemahlin selig und wir viel hundert Meilen mit einander gereist sein (da wir noch in dem Stand waren, wie Du und Dein Gemahl jetzt), dass wir über 20 Pferde nicht hatten, wurden gleichwohl für fürstliche Kinder gehalten; jetzund thun es 30 oder 50 nicht, es müssen 60 oder 70 sein.“ Friedrich an Johann Casimir 22. März 1575 (Briefe II, 816).

Die Mutter Anna erbot sich, die Kosten der Hin- und Rückreise zu tragen, woraufhin Joh. Casimir das Geld lieh (Briefe Friedrichs II, 834 Anm. 1). Als er dann aber der Gemahlin einen Memorial-Zettel mitgab, wonach sie neben andern Wünschen dem Kurfürsten August vortragen sollte: obgleich er sich mit seiner Haushaltung auf das genaueste einziehe, könne er mit dem vom Vater ihm verordneten Deputat nicht auskommen, und bitte daher, der Schwiegervater wolle ihm behülflich sein und im Vertrauen rathen, wie er seine Haushaltung zum besten ordnen und anstellen möge, damit er seinen Vater, der ihm nicht die Hand bieten wolle, nicht anzulaufen brauche, — schrieb August daneben mit eigner Hand folgende treffende Antwort: „Was die Haushaltung anlangt, steht dieselbe bei jedem, der seiner Sachen fleissig wahrnehmen will, selber, und wer seinen Staat nach seinem Einkommen richtet, der wird, wenn er anders selber will, wohl damit zukommen, und ist Niemands Schande, das Seinige zu Rathe zu halten. Also thun S. L. auch, so darf es keines Rathschlags. Briefe Friedrichs II, 669 Anm. Bezüglich der übrigen Wünsche siehe S. 834 Anm. 1.

2) In einem aus Heidelberg, 2. Juli 1575, datirten Briefe erzählt Elisabeth nach ihrer Rückkehr der Mutter u. a.: „Auch, meine herzliebste Frau Mutter, ich habe solches gegen

Je mehr die Pfalzgräfin in ihrer engherzigen confessionellen Richtung befestigt worden war, um so schmerzlicher musste es ihr sein, auf dem Rückwege in Cassel, wo ihr Gemahl sie freundlichst in Empfang nahm, als Gast des Landgrafen Wilhelm Zeugin einer argen Verlästerung Luthers sein zu müssen. Elisabeth berichtete darüber der Mutter in dem ersten Briefe, den sie nach der Rückkehr aus der Pfalz an sie sandte.[1])

Sonsten muss ich E. G. klagen, wie mir mit ihm (Landgraf Wilhelm) gegangen hat. Er fing mit mir an von Doctor Luther zu reden, und schalt Dr. Luther für einen Schelm, denn er hätte seinen Herrn Vater überredet, dass er zwei Weiber nehmen sollte, und machte Doctor Luther gar übel aus. Da sagte ich, es wäre nicht wahr, dass der Luther sollte das gethan haben, und könnte es auch nicht glauben; man gäbe es ihm schuld, weil er todt wäre, da könnte er sich nicht verantworten; wenn er noch leben sollte, so würde niemand das Maul gegen ihn auf dürfen thun. Da sagte er, er hätte seine eigene Handschrift, die weise es aus. Sagte ich darauf, man könnte wohl ein ander Schreiben in seinem Namen gestellt haben, und dass er wohl nichts davon gewusst. Sagte er, er wollte mir das Schreiben weisen. Da sagt ich, begehrte es nicht zu sehen. Sagte er, ich müsste es sehen, und versperrte mich in die Stube und musste ich in der Stube bleiben, und gab es mir, ich sollte es lesen, und mein Herr war dabei und sonders noch ein zwinglischer Doctor, und die halfen redlich auf den Doctor Luther schelten und sagten, wir hielten (ihn) für einen Abgott, er wäre unser Gott, und gab der Landgraf das Schreiben (dem Doctor) und liess (es) den

---

meinen Herrn gedacht, was mir E. G. mütterlich gerathen haben, E. G. wären in Erfahrung kommen, dass des Kurfürsten Jungfrauen müssen singen in Gegenwart des Kurfürsten, und E. G. hätten mich gefragt, ob ich meine Jungfrauen auch liesse so singen, und ich hätte wider E. G. gesagt: nein, und mein Herr hätte es auch nicht an mich begehrt. Da hätten E. G. gesagt, wenn sie erführen, dass ich solchen Fürwitz meinen Jungfrauen nachliess, wollten E. G. gegen mich thun, dass es mir nicht gefallen sollte. Mein Herr sagte darauf, was das schadete, dass die Jungfrauen singen. Ich habe gesagt, E. G. hätten mir's so gar hoch verboten, ich sollte es nicht thun, wenn ich anders Gnaden wollte von E. G. haben, und bete meinen Herrn, er sollte mich hinfürder damit zufrieden lassen. Ist mein Herr nicht sehr nutz gewesen. Ich habe gethan, wie ich's nicht merkte, dass er unlustig wäre. Was weiter daraus folgt, bleibt E. G. unverhalten. Briefe Friedrichs II, 836.

1) Briefe Friedrichs II, 834.

Doctor laut lesen, dass ich's hören sollte. Aber ich hörte nicht darauf, sondern nahm was anders vor, und da ich gar nicht hören wollte, so richtete mich der Landgraf aus, dass (es ein) Wunder war. Aber letztlich war es ihm leid, und bat mich um Verzeihung, und sind wohl von einander geschieden. Es war mir nur um den zwinglischen Doctor zu thun und um meinen Herrn; denn die Zwingler halten von Luther gar nichts, und wo sie ihm nur was schuld geben können, da sparen sie sich nicht. Nun werden sie ihn erst recht ausrichten. Wenn man von einem Ehebruch redet, so spricht man, er hat die Ehe gehalten auf lutherisch. Das ist hier aussen gemein."

In Heidelberg bekam Elisabeth namentlich von dem ihr so widerwärtigen Schwiegervater anderes zu hören,[1]) was ihr unangenehm, noch unangenehmer aber den Eltern war, denen sie darüber berichtete. So schrieb sie am 28. Juli der Mutter aus Lautern:

„Auch, herzallerliebste Frau Mutter, der Kurfürst hat erfahren, dass E. G. die Zwingler so hassen; das verdriesst ihn so sehr, und er spricht, mein Herr Vater leidet doch die Papisten und Juden in seinem Land, warum man denn die nicht leide, die sich doch zu meines Herrn Vaters Religion bekennen, und sprechen dazu, nur in dem Nachtmahl seien sie nicht eins, und sprechen, es ist ein geringer Punkt, daran uns doch nicht gelegen ist. Warum wir denn so hart über dem Nachtmahl halten. Sie sprechen, in allen Artikeln seien sie mit uns eins, nur in dem einen Artikel seien sie nicht mit uns eins. Das werfen sie mir oft für; mein Herr desgleichen. Aber mein Herr spricht als, ich soll es nicht nachsagen. So spreche ich als: nein, was ich davon sagen wolle, wiewohl mir's sehr wehe thut. Noch schweige ich und thue, als wenn E. G. solches kein Wissen hätten."

Zu allen bisherigen Bekümmernissen trat nach wenigen Monaten noch ein neues Leid, das schmerzlichste von allen. Johann Casimir

---

1) Von diesem freilich nur indirect. Wenigstens beklagte sie sich am 13. Juli, dass F., nachdem sie nun schon 14 Tage dagewesen, noch kein Wort mit ihr geredet habe. Noch mehr hatte eine eigenthümliche Zurückweisung von seiner Seite sie gekränkt. Bei Gelegenheit der Hochzeit einer Hofdame nämlich befahl Joh. Casimir seiner Gemahlin, den Vater um einen Tanz zu bitten. „Das that ich, aber er wollte nicht, also dass ich gedenken kann, ich bin nicht Tochter hier." Ob der damals notorisch kränkelnde Kurfürst mit einer Andern getanzt, sagt Elisabeth nicht.

nämlich, welcher im Sommer und Herbst des Jahres 1575 noch häufiger und länger als früher in Heidelberg sich aufhielt, ohne dass die Gemahlin eine Ahnung von den grossen Plänen hatte, um die es sich dabei handelte,[1]) eröffnete ihr endlich gegen Mitte des Octobers, als sie auf sein Verlangen sich zu ihm begab, dass er nach Frankreich in den Krieg ziehen wolle.

Längst stand Johann Casimir mit dem Prinzen von Condé und den andern Häuptern der Hugenotten sowie der den letztern sich anschliessenden Partei der „Politiker" in Verbindung. Er war bereits im Sommer 1574 entschlossen, denselben Hülfe gegen den französischen Hof zu leisten, wofür ihm von Condé nichts geringeres als die Rückgabe der durch Heinrich II. Deutschland entfremdeten Stifter Metz, Toul und Verdun zugesichert wurde.[2]) Der Tod Carls IX. hemmte damals die kriegerischen Pläne. Als sich aber zeigte, dass der neue König unter dem Einfluss der Mutter und der ultramontanen Hofpartei dieselbe Politik, wie sein Vorgänger, befolgte und den verlangten hinlänglich verbürgten Religionsfrieden nicht bewilligen wollte, war Johann Casimir von Neuem bereit, in den fortdauernden Bürgerkrieg zu Gunsten der Glaubensgenossen einzugreifen. Ausser beträchtlichen Geldzahlungen wurde ihm dafür durch Vertrag vom 27. September 1575 zwar nicht mehr die Abtretung der drei Bisthümer zum Zweck ihrer Wiedervereinigung mit Deutschland, wohl aber das lebenslängliche Statthalteramt daselbst an Stelle des französischen Königs zugesichert. So sehr auch der Kaiser Maximilian, mehr aus Freundlichkeit gegen die katholischen Höfe als um den Frieden des Reichs nicht gefährden zu lassen, vor dem beabsichtigten Kriegszuge warnte und befreundete Fürsten im Hinblick auf die unabsehbaren Verwicklungen immer von neuem abmahnten, so liess sich doch der thatenlustige Pfalzgraf unter der lebhaften Zustimmung des

---

1) So klagte Elisabeth der Mutter am 14. August, dass ihr Gemahl schon seit 6 Tagen bei dem Vater auf der Jagd wäre, nachdem er schon früher in Worms gewesen. Er entschuldigte sich damit, dass die Schwiegermutter ihm gesagt, er möge nur, so oft er wolle, von seiner Gemahlin ziehen. „Sein Vater beschreibt ihn oft um nichts willen, dass ich gedenken kann, es geschieht mir alles zum Verdruss." — Seit 8 Tagen, heisst es am 27. März, ist er wieder bei dem Vater; in den letzten 8 Wochen war er keine 14 Tage zu Hause.

2) Briefe Fridrichs II, 718.

glaubenseifrigen Vaters und seiner gleichgesinnten Räthe nicht abhalten, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Als die Gemahlin eingeweiht wurde, waren die Vorbereitungen schon in vollem Gange.

Den Schrecken der Pfalzgräfin kann man sich denken. Auch wenn sie den Hass der Eltern gegen die Calvinisten, denen ihr Gemahl zu Hülfe eilte, und die Hingebung Jener an den Wiener Hof, den Johann Casimir so schwer beleidigte, nicht getheilt hätte, würde sie die Kriegspläne des Gemahls lebhaft bedauert haben.

Vergebens habe sie, schreibt sie am 16. October den Eltern aus Heidelberg, Johann Casimir so viel sie nur konnte gebeten, von dem Feldzuge abzustehen. Sie ist tief bekümmert und härmt sich ab. Wenn der Gemahl sie verlässt, so hat sie keinen andern Trost auf der Welt als die geliebten Eltern, die sie anfleht, sich ihrer als eines betrübten armen Weibes anzunehmen.

Das fehlte noch, um den Kurfürsten August gegen die Pfalz und seinen Schwiegersohn vollends in Harnisch zu bringen. Von Regensburg aus, wo sehr zum Schaden der protestantischen Sache all sein seit Jahr und Tag wider Heidelberg angesammelter Groll sich rückhaltlos entlud,[1]) beantwortwortete er am 24. October die Mittheilung Johann Casimirs über die bevorstehende Expedition nicht allein mit lauter Missbilligung, sondern forderte auch in kurzen Worten, dass er für die Dauer des Feldzugs seine Gemahlin zu ihren Eltern auf deren Kosten ziehen liesse.

Der Pfalzgraf lehnte dies, wenn auch in höflichem Tone, ab. Der Feldzug werde nicht lange dauern; von Lautern aus würde die Ge-

---

1) Briefe Friedrichs II, 877, 884, 914 ff.

2) Erst am 17. October hatte Johann Casimir dem Schwiegervater von dem beabsichtigten Feldzuge geschrieben. Er erinnerte dabei an das, was er schon vor einem Jahre durch Nicolaus von Schmiedberg bei ihm habe anbringen lassen. Schon damals entschlossen, den bedrängten Christen die hülfreiche Hand zu bieten, sobald er die Mittel dazu haben würde, sei er jetzt, wo auch die Katholiken sich gegen die unordentliche Regierung des Königs auflehnen und der Prinz von Condé etliche Oberste in Bestallung genommen habe, von vielen Seiten ersucht worden, sich als Generalobristen der deutschen Truppen brauchen zu lassen, was er sowohl wegen seines Gewissens vor Gott als des Glimpfs vor den Menschen nicht habe abschlagen können. Dies wolle er dem Schwiegervater vertraulich anzeigen. Für seine Gemahlin werde er hinlänglich Sorge tragen und sie auch regelmässig mit Nachrichten versehen.

mahlin leicht eine regelmässige Correspondenz mit ihm unterhalten können; nur wenn der Krieg länger dauern sollte, alsdann könnte sie von der Einladung der Eltern Gebrauch machen.[1]) In ähnlicher Weise suchte Johann Casimir die Gemahlin von ihrem lebhaften Wunsche abzubringen; er werde es als einen Beweis ihrer Liebe betrachten, wenn sie in Lautern aushielte.

Elisabeths Empfindungen lassen sich errathen. Sie wollte und konnte nicht wohl dem Pfalzgrafen offen entgegen handeln, noch weniger aber mit seinem Unternehmen sympathisiren. Wiederholt schüttet sie der Mutter ihr Herz in einem Briefe vom 12. November aus, woraus man zugleich sieht, wie wenig sie die reineren Motive, die bei dem Kriegszuge massgebend waren, zu würdigen verstand. Sie erkennt nur Hochmuth, Ruhmbegierde, Eroberungs- und Beutelust als die Triebfedern des Unternehmens; für den Gemahl hat sie dabei keinen andern Milderungsgrund, als dass er von seinem Vater und dessen Räthen verführt worden. Immerhin ist aber eben dieser Brief wegen der interessanten, wenn auch parteiisch gefärbten Streiflichter, welche er auf die am Heidelberger Hofe damals herrschende Stimmung fallen lässt, der Mittheilung werth. Ich gebe ihn, um zugleich eine Probe von Elisabeths Schreibweise zu liefern, ohne jede Aenderung.

„Mein liebr gott hat mir, wie E. G. wissen, in meinen ehestand viel kreutz zugeschickt, welches ich nach alles habe mit geduhlt meinen liben gott befehlen konen; aber disser kreutz ist mir am aller beschwerlichsten. Und das E. G. mütterlichen melten, das ich sol gedultig sein, wen mein herr so von mir zu Lautern zeugt, — wie wol mir ein gros kreutz ist, das mein herr so selten bei mir gewessen ist, nach wolte ich solches nach gerne leiden, wen mein herr nur nicht in krig zöge. Ach hertzallerlibste frau mutter, ich las E. G. wissen, das mein herr und sein herr vater so gar kun darzu sein. Ich hore offt, das mir mein hertz wil brechen, und wen ich dan bedrubt bin, so spotten sie meiner nach darzu, und meines herren herr vater, der schilt mich so sehr, wen ich irgen drawrig bin, und furt so schreckliche reden, er wolle mich einmahl drosten, und saget zu mir, ob ich nicht glaubet, das unser herr gott meinen herren eben so wol in krig erhalten konte, als wen mein herr gleich bei mir were; ob ich nicht gedechte, das in die 4 mauren konden zu toht schlagen. Solches hore ich alle dage, das mir oft mein hertz brechen wil, und ob ich allzeit kan frolich darbei sein, das konen E. G. selber mutterlichen ermessen. Nach viel schreckliche wort sagen sie, das ich nicht schreiben

1) Johann Casimir an August 8. Nov. 73. Dresden H. St. A. III, 51 f. 31 Nr. 87.

kan. Ich bin ein dag oder 2 im gemach gebliben, so ist die churfürstin zu mir kommen und hat gesagt, warumb ich doch so drawrig bin; es were so ein christlicher zug und lachte und spotte meiner.[1]) Hertzlibeste frau mutter, die pfaffen und die doctor und die schreiber, die verhetzen meinen herren und seinen herren vater darzu und uberredens sie meinen herren und seinen herren vater, und wer gegen den dropfen ret, der ret selber [gegen den [2])] churfürsten und meinen herren, so gar haben sie sie [eingenommen]. Der churfürst noch mein herr nimpt keinen zu rat, [denn die] pfaffen und die doctor, keiner von adel ist im rat . . . . [Der Krieg ist] auch der ganzen ritterschaft zuwider. Sie haben meinen herren fur seinen schaden gewarnet; so ist mein herr und sein herr vater so zornig geworden auf die, [die] in vor seinen schaden gewarnet haben, und wer darwider ret, so spricht mein herr, man gund in sein wohlfart nicht. Ich saget einmal wider meinen herren und seinen herren, warumb doch mein herr meinen herren vater nicht hette umb rat gefragt. So saget mein herr, er hette E. G. vor einem jar darunder zu rat genomen; so hette mein herr vater meinen herren kein antwort geben, das mein her dencken kone, E. G. die hettens gerne gesehen. Und da ich saget, das ich wol von E. G. verstanden hette, das E. G. nicht gerne gesehen, das mein herr zihen solte, gab mir mein herr und sein herr vater zur antword, ob er nichts thun dorfft on meines herren vaters verlaubniss, und viel besser (böser) word gab er von meinem herren vater aus. Saget ich darauf, das were der danck, den mein herr vater verdinet hette. Mein herr vater hat der Pfaltz viel guetes gethan, und wenn mein herr vater nichts thete, so sorgte ich, der Pfaltz ginge es nicht so wohl, als itze gehet. So sageten sie, was den mein her vater der Pfaltz hette zu gute gethan, also das doch kein danck nicht dar ist, ihe mehr man es gut mit in meint. Auch, hertzallerlibeste frau mutter, mein herr hat an mich begert, das ich wolte haussen bleiben. So habe ich darauf gesagt, ich weis wol, meine eltern werden mich nicht haussen lassen. So saget mir mein herr, er wolte es darbei erkenen, ob ich gerne bei in sei, wen ich zu Laudern sein wolte. Wen ich aber zu E. G. zege, da wolte ers auch bei erkenen, das ich in nicht lieb hette. Habe ich gesagt, was ich nutz zu Laudern were, wen mein her nicht da ist. So wil mein herr gar nichts darvon horen, wen ich sage, das ich zu E. G. wil, und wird gar schellig auf mich, wen ich was darvon sage. Darumb bitt ich E. G. gantz kindlichen und dochterlichen, E G. wollen mir doch darin mutterlichen raten, wie ichs doch machen sol; darumb bitt ich E. G. gantz dochterlichen. Für mein persohn were mir nichts liber, den das ich bei E. G. sein moge; den ich hie auf erden keinen drost mehr habe den E. G. und meinen herren vater, welchen ich mich auch gantz dochterlichen befehlen thue in E. G. bider vaterliches und mutterliches hertz. Ach hertzlibeste frau mutter,

1) Seit dem 25. April 1569 war Friedrich in zweiter Ehe mit der verwittweten Gräfin Amalie Brederode, geborenen Gräfin von Stuenar, verheiratet. Sie war, wie Friedrich, eine eifrige Calvinistin, die für die Glaubensgenossen im Auslande ein warmes Herz hatte.

2) Die eingeklammerten Worte stehen nicht in dem durch Risse beschädigten Original, sondern sind aus dem Zusammenhange ergänzt.

E. G. geben mir darin iren mutterlichen rat, das mein herr mein drewes hertz darbei erkenen kan; mein herr hat mein drewes hertz bis hieher erkant; aber ich wolte gerne, das doch mein herr mein drewes hertz darbei erkenen mochte. Wie ich fürgeschriben habe, were mir nichts libers, den das ich bei E. G. sein mag. Hertzallerlibeste frau Mutter, ich kan auch E. G. nicht pergen, das mein herr und sein herr vater so kun zu den zuck ist, das mein hertz, wenn es daran gedenckt, erschrickt. Den krig fangen mein herr nur darumb an, das wir einen grossen namen dardurch krigen mogen und das wir unsern profit dardurch suchen. Wir nemen uns der relion an, aber leider gott erbarms, es ist die relion, frau mutter. Sie thun nit anders, den wen sie gott zwingen wolten, das gott auf irer seitten sein musse; den sie reden oft so vergelichen (kühne) worten, das mich von hertzen graust darfur. Ach hertzlibeste frau mutter, ich hette einen gantzen dag E. G. zu sagen, was sie oft so vergelichen reden. Man wil keiner freunde gutten rat folgen, und alles, was die pfaffen und die docktor sagen, das ist war und recht geret bei seinem herren vater und meinem herrn. Ach hertzallerlibeste frau mutter, ich thue mich zum allerkindlichsten gegen E. G. bedancken, das E. G. geholffen hat, das mein her vater meinen herren geschriben hat und gewarnet, aber leider gott erbarmes, hats nicht viel geholfen; aber mein herr hat dardurch meines herren vaters vaterliches und gedrewes hertz konen erkenen. Wan mein her nun nicht folgen wil, so mussens wir alle gott dem allmechtigen befehlen; so darf sich mein herr heute oder morgen nicht beklagen, das in nimands nicht darvon geratten hat. Das habe ich E. G. als meiner hertzallerlibesten frau mutter nicht sollen vorhalten und befehle hiemit E. G. gott dem almechtigen und mich in E. G. mutterliches hertz befohlen. Daten Heidelberg den 12. Nufembris anno 75.[1]) E. G. etc. Elisabeth Pfaltzgreffen.

Einige Wochen später (29. Dec. 75) meldet Elisabeth der Mutter aus Lautern, dass ihr Gemahl am 4. December von dort fortgezogen. „Ich habe meinen Herrn, ehe er ist hinweg gezogen, gebeten, dass er mir doch wollte erlauben, dass ich eine Weile zu E. G. ziehen möchte. So hat mir doch mein Herr gar nicht erlauben wollen, sondern hat zu mir gesprochen, ich habe vorhin seine Meinung gehört, so soll ich ihm folgen; er verhoffe, es solle nicht lange währen, und er wolle mir oft schreiben, desgleichen sollte ich auch thun, dass ich erführe, wie es ihm ginge, und er wieder von mir Botschaft hätte."

„Das ist gleichwohl die Wahrheit, mein Herr schreibt mir oft. In den drei Wochen habe ich zehn Briefe von ihm bekommen. Mein Herr schreibt mir immer, es soll nicht lange währen; ich weiss nicht, ob ich's glauben soll, oder ob mein Herr mich sonst nicht betrüben will.

1) Dieser wie die übrigen hier benützten Briefe in Dresden H. St. A. III, 51 f. 28 Nr. 33.

Gott helf's, dass es nicht lange währt. Das habe ich gleichwohl gehört, dass der König den Frieden begehrt hat, ehe mein Herr ist weggezogen; aber der Prinz und der Königsbruder wollen den Frieden nicht eingehen. Ach herzallerliebste Frau Mutter, meines Herrn sein eigener Herr Vater hat meinen Herrn dazu verursacht, dass mein Herr zieht; denn der alte ist durch die Doctors und Pfaffen dahin beredet worden, dass er denkt, meinen Herrn werden sie zum Könige wählen. Kein närrischer Ding habe ich mein Leben lang nicht gehört. Ach herzallerliebste Frau Mutter! Wenn doch nur er mit dem sich genügen liesse, was ihm Gott bescheert hat. Ich habe von dem alten Grosshofmeister selber gehört, all das Geld, das der Herr Vater hat, dass er's alles auf den Krieg im Niederlande und in Frankreich wendet, also wenn die Pfalz sollte bekriegt oder in Noth kommen, so wäre nichts da. Herzallerliebste Frau Mutter, man redet meinem Herrn Vater so übel darum nach, dass mein Herr Vater nicht billigen will den Zug und geben auf den Kaiser weniger denn gar nichts. Man thut nicht anders, denn wenn man dem Kaiser und meinem Herrn Vater Trotz böte. Ich höre oft (reden), dass mein Herz mir brechen möchte. Sie denken nicht anders, sie seien's gar allein; es darf ihnen Niemand nichts thun. Ich sagt's einmal wider meinen Herrn, den Kaiser werden sie einmal aufbringen mit ihrem Trotzen, ich sagte, mein Herr wüsste wohl, was er vorhin auf dem Hals hätte. Sagte mein Herr darauf, um desswillen, dass er einen ungnädigen Kaiser hätte, so hätte er's darum angefangen; was er vor (zuvor) in Willens gehabt und das nicht geschehen wäre, wolle er folgends vollbringen und den Kaiser auch einmal heimsuchen. Solche Reden treiben sie alle Zeit. Herzliebste Frau Mutter, sie ringen nach Unglück, darum wird's ihnen auch widerfahren. Gott schick's zum Besten" etc.

Während Johann Casimir seiner Gemahlin fleissig schrieb, liess es auch Kurfürst Friedrich, von dem sie es am wenigsten wünschte, an Beweisen der Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht fehlen. Als sie im Januar 1576 sich auf Verlangen ihres Gemahls mit innerem Widerstreben nach Heidelberg zum Besuch begab, wurde sie so dringend gebeten, ihren Aufenthalt zu verlängern, dass aus den 3 Tagen, die sie, wie sie der Mutter versichert, nur hatte bleiben wollen, eine Woche

wurde. „Morgen, schreibt sie am 15. Januar aus Heidelberg, ziehe ich davon. Ich will nicht wieder herkommen, mein Herr komme denn. Man hat sich, fügt sie bei, gegen mir ziemlich gestellt; man hat sich auch hoch erboten gegen mir; nicht weiss ich, ob's ihnen auch um's Herz so ist.“

Wie vortheilhaft stechen dagegen die Briefe ab, die Friedrich der feindseligen Schwiegertochter nach Lautern sendet! Obwohl er ihr, schreibt er am 28. Januar, Tags zuvor und auch kurz vorher Briefe von Johann Casimir zugeschickt, so will er ihr doch aus den neuesten an ihn gerichteten Briefen des Sohnes Mittheilung machen, wonach eifrig über den Frieden verhandelt werde und bald das gewünschte Ende der jahrelangen schweren Bedrängniss und die baldige glückliche Rückkehr ihres Gemahls zu hoffen sei, „so dass also ihr jetziges Sehnen und Sorgen in gute Freude verwandelt werden solle.“

Von besonderem Interesse wird es sein, aus Johann Casimirs eigenen Briefen sein Verhältniss zu der unzufriedenen Gemahlin kennen zu lernen. Ich theile ein eigenhändiges Schreiben mit, das er am 24. März an sie richtete, nachdem er von ihr erfahren, dass sie sich im Zustande der Hoffnung befand.

Meinen freundlichen grus etc. Hertzallerallerliebster schatz! Ich habe zwey deiner schreiben durch Matin heute datum wol empfangen, deinen gesunden zustellen [zustand] nicht allein daraus verstanden, sondern das dich der allmechtige durch seinen gnaden und barmhertzig vetterlichen gesegnet, darumb ich seiner almacht lob und danck sagen due. So mus ich ine erkenen, das er dich und mich lieb hat in dem, das ich in seinen dinst mit gnaden erfreuet; den mir in disser welt keine gresser freude zu hertzen gehen mögen. So hastu auch den lieben getrewen Gott stundlich zu dancken, das er dich mit gnaden angesehen und dir eine freude zu hertzen geschickt, dadurch du dich zu stillen und ursach hast, alles was geschehen und bisher geschehen mögt, mit danck von im anzunemen und dich meinen abwessen nicht so zu bekumern, damit dir nicht ein nachteil wiederfaren. Den das magstu mir gewislich verdrawen, so ich kent fuglich hinaus zu dir komen, ich es nicht vnderlassen wolt. Weil aber in meinem gantzen vornemen nichts anders gesucht, den zu beferderung der ere Gottes, meinen nechsten zu wolfart und in dissen königreich ein bestendigen frieden zu pflantzen gemeint, darzu ich seine almacht verdrawen, mir gnade verleihen wirdt, also bitt ich dich, dein hertz und creutz, so du bisher gehabt, in freude verkeren, in bedrachtung der gnaden, die du und ich von Gott empfangen. Den ich mein verdrawen zu im habe, dass er uns in kortz ein gutten frieden verleihen wurdt und gnad geben wurdt, damit wir einander balt mit freuden erscheinen

megen. Ich vernim auch aus deinen schreiben, dass dein herr vatter und frau mutter begerung, das du wolts zu inen ziehen und das zu geferlich zu Lauttern seist, welches ich nicht gern verstanden; den mein gnedigster herr vor mein abreissen dir allen vetterlichen treu in mein gegenwart versprochen. Aber wie dem allen, wil ich dir wal geben, ob du mit dissen meinen erlabnus wolst ins lant zu Sachsen ziehen oder so lang erwartten, bistu erfaren mogst, wo disser friedeshandel hinaus gerathen. Den wo disser handel und friedestractation nit sein gut entschaft gereichen wirdt, ist zu besorgen, es so balt nit zu einem vertragk komen wirdt, unangesehen ich an mein muglichen vleiss, den könig und die seinigen darzu zu vermanen in schrifften und sonsten nichts erwunden lassen. Der almechtige Gott, den wir alles heimstellen müssen, schicke es nach seinem gnedigen rath und nach seinen willen, amen. Aber es gereiche, welchen weg der liebe Gott wil, so getröstn dich doch und ist mein vertrauen zu im, wir wollen einander in dissem jar noch frisch und gesundt sehen, und bitt dich auch und wil dich hiemit dreulich vermant haben, damit du Gott nicht erzurnest, wolest alles dem almechtigen Gott heimstellen und wie ich dein vertrauen auf ihn allein setzen. Auch wen der friede allein bey mir stendt, wie du in deinen schreiben meldest, so were ich in dissen handel nicht, auch der könig in disser beschwerung nit 'geratten, sondern meine wiedersacher wollen mir den last und unglimpf allein auffdrehen. Der treue Gott, dem ichs klag und vertrau, der wirdt mit der zeit alles mit zum gutten wenden. Das du deinen herr vatter, wie ich an dich begert, geschrieben, bedanck ich mich und kan dein getreues hertz darauf spiren.[1] Ich besorge auch, wie du schreibest, sein gnade werden sich, wie du meldest, in fremde hendel nicht schlagen. Weil es solche meinung hat, muss ich alle meine sachen und gemuth dem allmechtigen Gott, wie ich anfangs getan und mich bisher nie verlassen, aller dings heimstellen und mer auf inen den auf menschen, auch fiel wagen und ross sehen und verlassen will und muss. Das du alles, was ich dir geschickt, wol empfangen hast, hor ich gantz gerne; wolt dir gern etwas geschickt haben, so hab ich nichts. Ich hab aber meinen hoffmeister, welchen ich gen Paris geschickt newen andern zu den freidstractation, bevollen etwas zu kaufen, und so er pasbrif wie Mattin von könig empfing, wie ich in deswegen ersucht, auch darumb gebeten, hat er befelen, des orts

1) Elisabeth aber hatte ihren Mann belogen, indem sie ihm schrieb, dass sie seinen Wunsch ihrem Vater vorgetragen. Sie machte ihrem Vater oder vielmehr der Mutter erst nach Wochen Mittheilung von dem Anliegen, um das es sich handelte, und that dies in einer Weise, wie es nur eine Frau ihrer Art thun konnte. Sie schreibt nämlich der Mutter am 24. März:

Vor 4 Wochen hat ihr Herr einen Schreiber mit einem Briefe zu ihr geschickt. In dem Briefe schrieb ihr Herr, daran wollte er erkennen, ob sie ihn lieb habe, wenn sie thue, worum er sie durch den Schreiber bitte. Dieser wollte lange nichts sagen, zuletzt brachte er vor, der Pfalzgraf sei noch gesund und frisch und nun in der Kriegshandlung, aus der er nicht heraus könne. Wenn sie ihn lieb habe, solle sie ihrem Herrn Vater darum schreiben, dass er Mittelmann sein wollte, so kriegte sie ihn um so bälder wieder. — Sie weiss nicht, fährt Elisabeth fort, was sie dazu sagen soll, sie meint, ihr Herr müsse es im Schlaftrunk geschrieben haben!

etwas zu kaufen und dir hinaus zu bringen von meinetwegen. Wo nit, so mustu gedolt tragen, das ich dir solches selber bring oder durch gewisse potschaft zuschicken, wie ich zu Gott verhoff. Mein gnedigster herr hat mir ein gleslein mit balsam aus Durckey geschickt, ich verhoffe solches nit zu bedurffen, bitte dich, wollest ire gnade dancken, und, wo du ins lant zu Sachsen zeist, iren gnaden (es) zuvor sagen woltest, wiewol mein hoffnung zu meinem lieben Gott stehet, ich wil dich baldt sehen. Derwegen vertraue Gott und bitte treulich, der wirt dich nicht verlassen. Ich bitte dich, schreiben mir oft. Etlich schreiben, davon du mir geschrieben, sind mir nicht worden; wol bin ich in erfarung komen, das ein pot mit brif gefangen und gehenckt worden; ist geferlich durchzukomen one passbrief. Hiemit dem allmechtigen etc.

Wie Johann Casimir seiner Gattin in zärtlichen Briefen wiederholt seine Freude über ihren gesegneten Zustand und die Hoffnung baldigen Wiedersehens aussprach, so liess es, wie erwähnt, auch Friedrich nicht an Beweisen liebevoller Theilnahme fehlen. Er schrieb der Schwiegertochter mit eigener Hand einen Brief nach dem andern. Aber Elisabeth, weit entfernt, darin einen Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens zu sehen, stellte ihren Eltern die Sache so dar, als ob Friedrich nur durch den Umstand, dass ihr Vater den Grafen von Hirschfeld zu ihrem Schutz und Troste nach Lautern gesandt hatte, zu einem rücksichtsvolleren Betragen veranlasst worden wäre. Daneben besorgt sie, der Schwiegervater werde es dahin bringen wollen, dass sie zu ihrer Niederkunft sich nach Heidelberg begäbe, natürlich nur aus dem Grunde, damit das Kind, das sie unter dem Herzen trage, zwinglisch getauft würde. Schon am 18. Mai ruft sie die Hülfe ihres Vaters an, dass ein solches Unglück verhütet werde.

Selbst ein Brief des Gemahls vom 9. Mai, worin dieser ihr den glücklichen Verlauf der Friedensunterhandlungen anzeigt und seine Rückkehr gegen Mitte des Monats Juni in Aussicht stellt,[1]) gewährt ihr

1) „Sonsten magst Du wissen, dass der liebe Gott seinen Segen verliehen, also dass wir einen verhoffentlich beständigen Frieden in diesem Königreich pflanzen und solches erhalten werden. Sonsten sollst Du wissen, dass mir der Herzog von Alençon ein Herzogthum eigenthümlich mein Leben lang vermacht (Château-Thiery, s. Briefe Friedrichs II, 952); dazu gibt mir der König eine Herrschaft von jährlich 15,000 fl. Einkommen (s. ebendaselbst) und sonsten, wie Du's bei meiner Ankunft, geliebt's Gott, erfahren sollst. Die alte Königin hat sich im Handel des Friedens ganz wohl erzeigt, also dass ich verhoffe, der Frieden beständig sein werde." — Er verspricht zugleich, ihr viele gar schöne Dinge mitzubringen, worüber sie allen Kummer vergessen werde. Der liebe Gott möge ihr Geduld verleihen, wie bisher.

keine Freude. Denn einmal fürchtet sie, „sein Herr Vater werde keine Ruhe haben, bis er ihr Herzeleid genug auf's neue zugerichtet haben werde“ trotz aller seiner freundlichen Betheuerungen. Sodann nimmt sie Anstoss an den lebhaften Aeusserungen der Freude, die in Heidelberg über den Erfolg von Johann Casimirs Expedition laut wurden. „Das Rühmen, versichert sie der Mutter, thut mir so wehe; denn sie rühmen sich so sehr und wollen auch gerühmt sein. Sie denken nicht anders, als unser Herrgott habe meinen Herrn dazu berufen, dass ich fürchte, sie irren sich. Ich fürchte auch, sie geben Gott nicht die Ehre, sondern sich selber.“ Zugleich bittet sie die Mutter, sammt dem Vater es dahin zu wenden, dass sie in Lautern und nicht in Heidelberg niederkommen möchte. Denn dass sie dort mit nichts anderem umgehen, „denn der Taufe halber“, das steht fest. „Der Kurfürst und seine Gemahlin haben ihr vor der Zeit zuentboten, wenn sie niederkommen werde, wollen sie nicht weit von ihr sein. Als sie aber, so versichert Elisabeth, das frühere Mal zu Heidelberg in den Wochen lag, zogen die Schwiegereltern beide davon und achteten ihrer nicht, so dass man denken kann, worauf sie jetzt umgehen.“

In der That versprach ihr der Vater, der Taufe wegen an Johann Casimir zu schreiben. Elisabeth freute sich darüber, bat aber, es möge recht ernstlich geschehen, da es sonst nicht helfen werde. Als Gott sie früher gesegnet und ihr Vater auch geschrieben, wäre es doch nicht geschehen. „Denn mein Herr gar zornig auf mich gewesen ist und mir schuld gegeben, ich hätte es angerichtet, aber ich habe es nicht gestehen wollen.“ — Uebrigens stimmte Elisabeth ihren Eltern darin bei, dass der jetzt in Frankreich abgeschlossene Friede keinen Bestand haben werde, wie denn der König schon heimlich habe verlauten lassen, er wolle sein ganzes Königreich daran setzen und es dem Pfalzgrafen nicht schenken. Der König und seine Brüder würden auch nicht halten, was sie ihrem Gemahl versprochen, sondern, sobald sie wieder auf die Beine gekommen, die Pfalz heimsuchen, — „welches ich ihnen, schreibt Elisabeth am 13. Juni der Mutter, nicht verdenken kann; dem es mein Herr in Wahrheit keine Ursache hat, dass er dahin gezogen ist. Wir haben die Religion zum Schanddeckel gehabt, aber jetzo weist sich's aus, warum wir's gethan haben, nämlich dass wir unsern Beutel spicken

mögen. Herzallerliebste Frau Mutter! E. G. glauben nicht, wie meines Herrn Herr Vater und mein Herr, wie ich höre, jubeliren sollen, dass mein Herr den Frieden gemacht hat. Sie schieben's alles meinem Herrn zu und nicht Gott dem Allmächtigen, dass ich fürchte, Gott wird die Hoffarth die Länge nicht leiden wollen."[1]) „Wir wollen als den andern Potentaten in ihrem Lande vorschreiben, wie sie regieren sollen, und können uns selber nicht in unserm Land regieren. Wir sehen wohl den Splitter in unsers Nachbars Auge, aber den grossen Balken in unsern Augen werden wir nicht gewahr. Wir wollen so heilig sein; ich sehe aber wenig Heiligkeit, die wir haben."

Am 6. Juni hatte Johann Casimir seiner Gemahlin mitgetheilt, dass er fürchte, gegen Mitte des Monats noch nicht bei ihr sein zu können, da der König die an jenem Tage fällige Zahlung erst 8 oder 14 Tage später leisten werde; er habe sich darüber höchlich beschwert, könne es aber nicht ändern. Uebrigens werde er bis auf die Lothringische Grenze ziehen und da die Zahlung des Kriegsvolks abwarten, um dann etwa 12 Meilen vor Lautern die Reiter abzudanken. Darnach werde er bald bei ihr sein. Zugleich zeigte er Elisabeth an, dass er, um desto länger bei ihr bleiben zu können und nicht nach Heidelberg ziehen zu müssen, seinen Vater gebeten habe, nach Lautern zu kommen. Sie möge sich daher gefasst machen, den Vater wie ihn selbst wohl zu tractiren.[2])

1) In dem gleichzeitigen Briefe (13. Juni) an den Vater heisst es gar: „Man lobt meinen Herrn für den feinsten Fürsten, der je unter der Sonne ist; denn es keiner so wohl hat ausrichten können als mein Herr. Mein Herr wäre auch allein der verständigste Fürst, der solche Dinge hat ans End gebracht: denn keiner meines Herrn gleichen ist. Sie sprechen auch, unser Herrgott habe meinen Herrn dazu berufen. Das kann ich gar nicht glauben und will mir nicht in meinen Sinn. Herzallerliebster Herr Vater! Wir halten sogar grausam viel von uns selber. Mein Herr lässt sich verlauten — wo, sagt Elitabeth freilich nicht — und sein Herr Vater, der Kaiser und alle Kurfürsten werden sich vor meinem Herrn fürchten müssen und alle meines Herrn Raths pflegen und sich des Raths alle verhalten. So grausam prächtig sein wir mit Worten, dass es E. G. nicht glauben; das thut mir so wehe und graust mich so von Herzen davor, dass es Wunder ist."

2) „Ich habe, fährt Johann Casimir fort, Deinem und meinem Herrn Vater, dem Kurfürsten zu Sachsen, geschrieben und den Frieden zu erkennen gegeben, verhoffe, dass seine Gnaden wohl zufrieden sein werden, wie der Landgraf zu Hessen mir von Heidelberg geschrieben, dass er sich hoch erfreut des Frieds; er hat mir entboten, ich soll noch dies Jahr einen feisten Hirsch bei ihm schiessen. Darum eile Dich mit dem Kindbette, damit ich sein Lieb willfahren und die Zeit ich nicht versäume."

Wie unangenehm der Pfalzgräfin die Aussicht war, den Schwiegervater als Gast bei sich sehen zu sollen, wüssten wir, auch wenn sie es nicht der Mutter am 13. Juni ausdrücklich versichert hätte. Die Sache wurde um so bedenklicher, als ihres Gemahls Rückkehr sich immer mehr verzögerte,[1]) so dass die Zeit näher rückte, wo sie ihre Niederkunft erwartete. Wie, wenn der „Alte" es so einrichtete, dass er noch vor der Taufe käme! In der That kündigte er ihr zu Anfang Juli, als er ihr etliche Abdrücke der Punkte schickte, die der König zu halten beschworen — „der Kurfürst, setzte Elisabeth hinzu, glaubt das alles und denkt nicht anders, es ist des Königs Ernst" — selbst seinen Entschluss an, demnächst herüberzukommen. „Ich fürchte, schreibt sie am 4. Juli ihrem Vater, er wird gar zu zeitlich kommen. Ich fürchte, er thuts nicht umsonst; weil er weiss, dass sich die Zeit herannaht, so fürchte ich, er thuts nur der Taufe willen. Es ist mir so angst, ich weiss nicht, wie ich ihm thun soll. Ich fürchte, wenn E. G nicht helfen, so wird es nicht geschehen, dass mein Prediger es taufen soll."

Unter diesen Umständen konnte es Elisabeth nur erwünscht sein, dass die vierzehn Tage, in denen ihr Gemahl zurückkehren wollte, sich so sehr verlängerten, dass das Ereigniss, dem sie nur mit getheilten Empfindungen entgegen gesehen, zeitig genug eintrat. Kaum war sie am 26. Juli von einer Tochter entbunden, als auch, noch an demselben Tage, die Taufe von ihrem sächsischen Prediger vorgenommen wurde. „Unser Herrgott hat's so fein gemacht, schreibt sie am 6. August dem Vater, dass ich bin niedergekommen, ehe mein Herr wiedergekommen, dass ich das Kind hab so fein taufen lassen." In ähnlicher Weise spricht sie ihre Freude darüber der Mutter aus.

Nun war ihr der Gatte, welcher endlich am 18. August „frisch und gesund" nach Lautern zurückkehrte, ganz willkommen. Auch trübte nicht die Anwesenheit des Kurfürsten Friedrich ihre Freude. Freilich ruhte der „Alte", welcher täglich von Heidelberg Briefe sandte, nicht eher, bis Johann Casimir, 6 Tage nach seiner Rückkehr, zu ihm

1) „Es lässt sich ansehen, schreibt Johann Casimir am 23. Juni, als wenn ich noch in 14 Tagen nicht aus diesem Land kommen sollte; denn mich die Wälschen sammt meinen Reitern mit dem Geld und der Versicherung muthwilliger Weise aufhalten." Er bedauert die schwere Last, die das Kriegsvolk den armen Leuten bereitet.

zog. Im Uebrigen aber „stellte sich ihr Herr", wie sie der Mutter gestand, gar freundlich gegen sie. „Der Taufe halben, fügte sie hinzu, hat mich mein Herr gefragt, warum ich's hab lassen so bald taufen. Hab ich gesagt, dass das Kind sei schwach gewesen. Aber mein Herr hat's nicht glauben wollen, und ist ein wenig wunderlich gewesen über mich. Aber ich bin beständig blieben auf meiner Rede, dass das Kind sei schwach gewesen."

Bald jedoch hatte Elisabeth den Verdruss, den „Alten", welcher ihr, mochte er sich auch noch „so freundlich gegen sie stellen", gleichwohl immer widerwärtig war, in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Bruders Richard 14 Tage lang in Lautern um sich zu haben. Bei der Abreise begehrte er, dass sie mit Johann Casimir bald nach Heidelberg kommen und auch ihr kleines Töchterchen mitbringen möchte. Letzteres lehnte sie ab; sie selbst aber begleitete den Gemahl an den kurfürstlichen Hof.

In Heidelberg gegen den 20sten October angekommen, musste sie unfreiwillig anerkennen, dass, wie der mittlerweile an der Wassersucht erkrankte Schwiegervater nur freundliche und liebevolle Worte für sie hatte, so auch die Schwiegermutter Amalie sie aufs Beste aufnahm. Aber auch jetzt vermochte Elisabeth das Misstrauen nicht zu überwinden, dass das alles nicht aufrichtig gemeint wäre, und noch weniger verrieth sie in den Briefen an die Eltern vom 20. October 1576 eine Spur von Mitgefühl für das schwere Leiden, das schon nach 6 Tagen dem Leben des verehrungswürdigen Fürsten ein Ende machte. Dagegen trug sie, nachdem sie schon früher versichert, wie unglimpflich man dem kurz vor dem Kurfürsten verstorbenen Kaiser Maximilian nachredete, keine Scheu, noch mehre Wochen nach dem Ableben ihres Schwiegervaters nach Dresden zu berichten:

„Meines Herrn Herr Vater seliger, der freute sich so sehr, dass der Kaiser todt wäre; er wusste aber nicht, dass es ihm so nahe war, dass er sterben musste. Er ist gleich hernach in 14 Tagen gestorben. Ich bin bei ihm gewesen, bis ihm die Seele ist ausgegangen; er ist seliglichen gestorben, hat sich um nichts bekümmert, als dreimal hat er von seinem Sohn Herzog Ludwig, dem jetzigen Kurfürsten, geredet. Das sind seine letzten Reden gewesen.[1]) Nicht weiss ich, ob ihm das

1) Siehe über die letzten Momente Friedrichs dessen Briefe II, 1026 ff.

Gewissen ist erwacht über seinen Sohn. Er hat als gerufen: mein Sohn Ludwig, mein Sohn Ludwig!"

An das einstige Ableben des Kurfürsten Friedrich hatte Elisabeth lange Zeit die Hoffnung geknüpft, dass es ihr noch einmal gelingen werde, ihren Gemahl zu der wahren Religion zurückzuführen. Auch jetzt, nachdem das ihr auch aus andern Gründen erwünschte Ereigniss eingetreten,[1]) mochte sie jener Hoffnung nicht sogleich entsagen, so wenig auch das Verhalten Johann Casimirs nach wie vor dem Tode des Vaters eine Sinnesänderung von ihm zu erwarten berechtigte. So entschieden der ältere Bruder Ludwig gleich nach der Uebernahme der kurfürstlichen Regierung für das in Heidelberg verdrängte Lutherthum eintrat, eben so eifrig suchte Johann Casimir das Werk des Vaters, so weit sein Einfluss reichte, zu vertheidigen. Elisabeth selbst musste bekennen, dass ihr Gemahl so hart zwinglisch sei, wie er sein Lebtag noch nicht gewesen. Sie sah zu ihrem grossen Verdruss u. a., wie er, zu Heidelberg von dem kurfürstlichen Bruder für die Dauer von dessen Abwesenheit in dem bisherigen Wohnsitze Amberg als Statthalter bestellt, mit der Kurfürstin-Mutter, der eifrig reformirten Amalie, täglich zusammensteckte. „Sie reden als so heimlich mit einander und mein Herr geht oft hinüber, dass ich kein Wort davon weiss. Was sie aber vorhaben, das weiss ich nicht. Sie ziehen auch unter Zeiten mit einander hinunter in die Stadtkirche; sie fährt, so geht mein Herr vor ihrem Wagen her, nicht anders denn wenn er ihr Diener wäre. Ich möchts wohl leiden, dass sie schon auf ihrem Witthume wäre." Gleichwohl wähnte Elisabeth noch, ihr Gemahl handle, wenn er so eifrig zwinglisch erscheine, weniger aus eigenem Antrieb, denn unter dem Einfluss der Räthe des Vaters, namentlich des Dietrich Weier und des Wenzel Zuleger. Auf diese wälzte sie ihren ganzen Hass und begehrte von dem Kurfürsten August wiederholt, dass er für die Entfernung der „bösen Tröpfe" sorgen wolle, so fest auch ihr Herr an ihnen halten möge. „Sie rathen meinem Herrn (der Alle zu sich nehmen will, die der neue Kurfürst

1) „Ach herzallerliebste Frau Mutter, sagt Elisabeth in ihrem Briefe vom 10. Dec. 1576, hätte der Alte noch 4 Wochen leben sollen, so wäre wieder ein neuer Krieg angegangen ins Niederland, und ich glaube, mein Herr wäre auch mitgezogen. Es häts mir in Wahrheit eine glaubhafte Person angezeigt."

entlässt) alles, das wider den Bruder ist, und mein Herr folgt ihnen gar treulich; denn sie haben ganz und gar sein Herz eingenommen. Ich hoffe zu dem lieben Gott, wenn die Leute von meinem Herrn sein würden, dass sich mein Herr mit der Religion weisen liesse, welches so nicht geschieht, weil sie da sind."

„Sie sagen auch so zu meinem Herrn: Wenn der Bruder nicht will, wie mein Herr will, und sich der Bruder wider meinen Herrn auflegt, so haben sie ihm gerathen, dass mein Herr in die Schweiz ziehen soll und darinnen wohnen. Die Schweizer würden dem Kaiser und allen Fürsten genug zu schaffen geben."

Ludwig hatte, als er gleich nach dem Regierungsantritt für ein paar Monate nach Amberg, wie eben erwähnt wurde, sich zurückbegab, um dort das noch nicht eingewurzelte Reformationswerk des Vaters wieder zu beseitigen, dem Bruder das Amt eines Statthalters zu Heidelberg übergeben. Johann Casimir hielt sich in dieser Stellung berechtigt, einer kirchlichen Anordnung des Bruders geradezu entgegenzuhandeln. Der Kurfürst hatte nämlich, als er in Heidelberg war, die Schlosskapelle dem Prediger der Elisabeth übergeben und dabei befohlen, dass der „zwinglische Pfaffe" dort nicht mehr predigen sollte. Wollte aber die Kurfürstin Wittwe sich im Schloss predigen lassen, so dürfte es nur in ihrem Gemach geschehen. Sobald jedoch Ludwig weggegangen war, nahm Johann Casimir die Kapelle wieder ein und liess den Zwinglianer predigen. Ludwig schrieb herunter, er solle den „Pfaffen" abschaffen; aber Johann Casimir wollte es nicht thun.

Ernstere Streitigkeiten folgten. Man weiss, wie rücksichtslos Ludwig auch in der Rheinpfalz gegen das reformirte Kirchen- und Schulwesen, das Johann Casimir zu vertheidigen sich berufen fühlte, vorging. Der Gegensatz aber, in welchem beide Brüder bezüglich der alles beherrschenden confessionellen Frage standen, wurde noch verschärft durch materielle Interessen, die sich damit vermischten. Die Ausdehnung und Ertragfähigkeit nämlich, sowie der Grad der Unabhängigkeit des Landbesitzes, worauf Johann Casimir nach dem Testament des Vaters Anspruch machen konnte, wurden von Wichtigkeit für die Frage, wie weit er den reformirten Kirchenbau, den Ludwig ohne Pietät niederriss, in den ihm zugefallenen Landestheilen wenigstens in seinen Trümmern

retten könnte. Die letzwillige Verfügung des Vaters hatte Johann Casimir, abgesehen von einigen oberpfälzischen Besitzungen, die ihm zufielen, die Wahl gelassen zwischen den rechtsrheinischen Aemtern Boxberg und Mosbach und den linksrheinischen Lautern und Neustadt. Johann Casimir entschied sich für diese überrheinischen Gebiete. Streitig aber blieben neben dem mehr oder minder unabhängigen Besitz der Stadt Neustadt gewisse Kircheneinkünfte, welch Johann Casimir im Sinne des väterlichen Testaments auf das reformirte Schulwesen zu verwenden wünschte. Die schon im Frühjahre 1577 nach der Uebersiedlang Ludwigs von Amberg nach Heidelberg unternommenen Versuche, die schwebenden Streitfragen zur Entscheidung zu bringen, führten um so weniger zum Ziele, als Johann Casimir, betrübt und gereizt durch das Vorgehen des Kurfürsten in kirchlichen Dingen, der persönlichen Begegnung des Bruders auswich.[1]) Erst am 25. Juni 1577 wurden, und auch da nur im Allgemeinen, durch einen in der Nähe von Ems, wo Ludwig verweilte, abgeschlossenen Vertrag die streitigen Besitzverhältnisse einigermassen geordnet.[2]) Der kirchliche Gegensatz aber verschärfte sich immer mehr.

„Mit der Religion ist mein Herr je länger je härter gegen den Bruder. Was der Kurfürst für Pfaffen wegjagt, die nimmt er an. Sie wollen vertragen sein. Nichtsdestoweniger schreibt mein Herr je länger je härter wider seinen Bruder der Religion halben.[3]) E. L. glaubens nicht, was die Zwingler für aufrührerische Leute sind; denn ihr Herz auf nichts andres denn auf Krieg und Unruhe steht.“

---

1) Elisabeth berichtet der Mutter am 4. Mai 1577 von einem Versuch Ludwigs, auf dem Wege nach Ems in Alzei mit Joh. Casimir zusammenzukommen. Er lud ihn nebst der Gemahlin dorthin zu einem freundlichen Besuche ein, und Joh. Casimir war schon im Begriff, mit Elisabeth den Reisewagen zu besteigen, als Briefe von den zu Ludwig gesandten Räthen eintrafen. Darin hiess es, dass der eifrig vermittelnde Oheim Richard dem Joh. Casimir unrecht gäbe (wenn er sich gegen den Bruder auflehne), übrigens aber alle Schuld auf die „Doctors“ legte. Vielleicht stand noch anderes darin, was den Pfalzgrafen so in Zorn versetzte, dass er „ein gar böses Schreiben“ an den Bruder schickte.

2) Vgl. Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz II, 141 Anm. 13; Gillet, Crato von Krafftheim II, 175. — Wie Elisabeth der Mutter klagte, hatte sie Joh. Casimir auf Anstiften der Räthe nicht mit nach Ems oder Rheinfelden nehmen wollen.

3) In reformirten Kreisen warf man gleichwohl Joh. Casimir eine gewisse Lauheit gegenüber den kirchlichen Aenderungen vor. „Dux Casimirus haec omnia spectat magis patienter quam vellem“ — schreibt Languet am 15. Juli 1577 an J. Camerarius. Vgl. Gillet II, 186.

Je rückhaltloser Elisabeth für die kirchlichen Bestrebungen des Schwagers Partei nahm, um so mehr entfremdete sie sich natürlich ihrem Gemahl. Dazu kam, dass die gleichzeitigen Bemühungen des Kurfürsten August für das exclusiv lutherische Concordienwerk die Kritik der Reformirten herausforderten.

„Herzallerliebste Frau Mutter, klagt Elisabeth am 2. Septbr. 1577, wie muss ich hören, der Vater sollte ein Ubiquitist sein und eine neue Religion anrichten wollen, denn er liesse neue Bücher drucken, die Augsb. Conf. gölte nichts bei ihm, und sie reden so schimpflich über meinen Herrn Vater, dass ich mich von Herzen darüber härme. Ich entschuldige meinen Herrn Vater soviel ich will, so will es doch nicht helfen; sie schreien je länger je mehr über meinen Herrn Vater." Die Mutter möge doch um Gottes willen schreiben, wie es sich damit verhalte, damit sie den Leuten begegnen könne.[1])

Nach demselben Briefe scheint Johann Casimir damals noch besondere Gründe gehabt zu haben, mit der Haltung der Gattin und deren Verkehr mit ihren Eltern unzufrieden zu sein.

„Es ist mir einen Tag oder vier übel gegangen. Mein Herr hat mir gedroht, wenns mein Herr erführe, dass ich E. G. oder meinem Herrn Vater etwas schreiben würde von dem, wie es haussen zugeht, so wollte er mich an Ort und Ende setzen, wo mich weder Sonne noch Mond bescheinen sollte. Er wolle mir auch wohl Achtung auf meine Briefe geben lassen etc."[2])

---

1) Anna antwortete in dem von Weber S. 38 ff. mitgetheilten Briefe vom 25. October 1577. Auf die Reden der Religion halben solle sie mit Stillschweigen antworten; man suche sie nur zu fangen, um Ursache zu haben, sie desto mehr zu tribuliren. Wenn Jemand von ihrem Vater etwas Schimpfliches rede, so solle sie den an ihn selbst verweisen. Der Religion halben aber soll sie sich um so weniger in ein Gezänk einlassen, als die Zwinglianer dem Sohne Gottes die Worte verkehren. Von einem neuen Glauben wisse man in Sachsen nicht, sondern bekenne, dass Christus, Gottes Sohn, allmächtig und wahrhaftig, auch an allen Orten, wo er wolle, gegenwärtig und kräftig sei. Wer das nicht glaube, dem werde er es selbst wahr machen. — Dass August sich zum Ubiquitismus, den er früher so nachdrücklich bekämpft, jetzt bekannte, bestritt die Kurfürstin nicht.

2) Die Mutter rieth darauf zu kluger Nachgiebigkeit; sie solle sich namentlich vor Zorn hüten. Würde man sich aber an ihr vergreifen oder sie zur Ungebühr in etwas beschweren wollen, so dürfe sie auf ihren Vater, auf den König von Dänemark, ihren Vetter, und andere Blutsverwandte, die sie nicht ohne Trost und Hülfe und so muthwillig vergewaltigen lassen würden, hinweisen.

Endlich hatte Elisabeth die Freude, im Februar 1578 der Mutter melden zu können, dass ihr Gemahl sich mit dem Bruder gänzlich verglichen und mit ihr drei glückliche Wochen in Heidelberg zugebracht habe. Ausführlicher berichtet sie darüber am 9. März aus Lautern:

„Wie E. G. mir schreiben, dass ich das Beste thun soll zwischen meinem Herrn und seinem Bruder, darauf lass ich E. G. kindlich wissen, dass an mir nichts gemangelt hat, und der liebe getreue Gott, der hat mein Gebet gnädiglich erhört und es gnädiglich so geschickt, dass ich bin Mittler und Anfänger gewesen, dass, Gott sei ewig Lob, die beiden Brüder zu Fried und Einigkeit gekommen sind. Und habe, Gott sei Lob, meinen Herrn beredet, dass mein Herr mir erlaubt hat, zu seinem Bruder, und bin eine Nacht von meinem Herrn gewesen und habe so viel ausgerichtet, dass ich den Bruder überredet, dass er mit mir sammt seiner Gemahlin zu meinem Herrn heimgezogen, und habe auf beiden Seiten so dahin gehandelt, dass die Brüder selber mit einander sich freundlich unterredet und dann Mittelspersonen eingesetzt, die sie hernach freundlich vertragen haben. Und habe es, Gott sei ewig Lob, mir ohne Ruhm, dahin gebracht, dass sie jetzt liebe Brüder sind, die doch zuvor nicht zu einander gewollt, viel weniger, dass sie sollten im Willen gehabt haben, dass sie sich gütlich selber mit einander besprechen sollten. Und ist mein Herr und ich bei drei Wochen stets bei dem Bruder gewesen, und wie wir weg sein gezogen, hat der Kurfürst sammt seinem Gemahel uns das Geleit gegeben bis Mannheim. Hab ich den Kurfürsten sammt sein Gemahel gebeten, dass sie weiter bis gen Frankenthal in meines Herrn Land sind gezogen und alda eine Nacht gelegen, und sind, Gott sei ewig Lob, gütlich und freundlich von einander gezogen, und ist nun so dahin gerichtet, dass ein Jeder weiss, was sein ist.“ [1])

Bald genug sollten neue Bekümmernisse die Freude, die Elisabeth mit Recht über das Versöhnungswerk empfand, wieder trüben. Während ihr Gemahl im Uebrigen freundlich gegen sie war, ja „so gar fein“, dass sie Gott nicht genug dafür danken konnte, blieb er in religiöser

1) Näheres über den Inhalt der Vergleichung vom 27. Januar 1578 bei Sudhoff, Olevian und Ursin 499—501.

Beziehung unerbittlich. Den Gottesdienst der Gemahlin durfte Niemand aus der Stadt besuchen, und es war nicht zweifelhaft, dass er das Kind, mit dem sie wieder schwanger ging, nur durch einen pfälzischen „Pfaffen“ taufen lassen werde. Was half es, wenn unter diesen Umständen die Taufe auch noch so prächtig zugerichtet, und im Falle Gott einen Sohn bescheerte, die Eltern und der Bruder der Mutter, Ludwig nebst Gemahlin; der Herzog von Lothringen, die Landgrafen von Hessen, selbst die Köngin von England zu Gevattern gebeten werden sollten? Wohl hatte die Mutter, in diesem Punkte endlich verständig geworden, ihr gerathen, sich still darein zu ergeben,[1]) aber Elisabeth „that es doch so grausam wehe“ und es bekümmerte sie im tiefsten Herzen.

Statt des von dem Pfalzgrafen ersehnten männlichen Erben schenkte ihm Elisabeth am 5. Mai 1578 wieder eine Tochter, die den Namen der Mutter erhielt, aber gleich der schon am 22. Februar 1577 verstorbenen Maria nicht über das zarte Kindesalter hinauskam. Sie lebte nur bis zum 20. October des Jahres 1580. Und selbst die kurze Zeit, während der die Pfalzgräfin sich des Kindes freuen durfte, wurde ihr durch widrige Ereignisse anderer Art genug getrübt.

Denn schon im Juni 1578 sah sie den Gemahl zu einem neuen Feldzuge gerüstet. Er stand im Begriff, ein mit englischem Gelde geworbenes Heer nach den Niederlanden zu führen, um gegen Don Juan d'Austria zu kämpfen. Zu dem Schmerz über die drohende Vereinsamung und der Sorge um den Gatten erfuhr Elisabeth noch die Kränkung, dass Johann Casimir, was wir natürlich finden werden, vor seinem Abzuge die Regierungsgeschäfte seinem Statthalter Wambold und dem Canzler Ehem überliess, seiner Gemahlin aber nichts anvertraute. Ihr blieb nur der eine Trost, dass es ihr freistand, zu den Eltern zu reisen, wenn diese sie haben wollten. Die Einladung, nach Dresden zu kommen, liess denn auch nicht lange auf sich warten, und ein Besuch von dem Kurfürsten Ludwig, welchen sie darauf nach Heidelberg begleitete, ver-

1) Anna schrieb nämlich (Weber S. 37), ihr Gemahl und sie haben wiederholt die vornehmsten Theologen zu Rathe gezogen, welche erklären, es komme bei der Taufe neben dem Wasser auf die Worte der Einsetzung, nicht auf die Würdigkeit des Dieners, er sei gottesfürchtig fromm oder ein böser Bub und Ketzer, an; sonst würden wenige Kinder recht getauft werden.

zögerte die Abreise nur um wenige Tage. Noch vor Ende August wird sie nach Dresden gekommen sein.

Johann Casimir war inzwischen mit seinen Truppen bis nach Gent gelangt, als diese Stadt, unter der Herrschaft eines zuchtlosen Radicalismus, gegen die Generalstaaten so gut wie im Aufstand begriffen war. Er musste sehen, wie die Genter, auf seine Anwesenheit pochend, nur noch trotziger und terroristischer auftraten, während Oranien und selbst Elisabeth von England mit seinen Leistungen unzufrieden waren. Er war seiner Truppen, die er nicht bezahlen konnte, kaum Herr. Deshalb sehnte er sich fort und glaubte, obwohl er des zur Ablöhnung der Truppen nöthigen Geldes entbehrte, noch vor Ende des Jahres den Rückweg antreten zu können. Am 28. November schrieb er nach Dresden, man möge seine Gemahlin bald nach der Pfalz entlassen.

Mitte Januar machte sich Elisabeth auf den Weg. Die Eltern hatten um so grössere Vorkehrungen für die winterliche Reise getroffen, als die Pfalzgräfin wieder in gesegnetem Zustande zu sein glaubte. Ausser der eigenen Hofdienerschaft begleiten sie im Auftrage der Eltern kundige Frauen des sächsischen Hofes (Gräfin Hohenlohe, Frau von Schleinitz) und als Reisemarschall fungirte Abraham Bock, der über alle Vorkommnisse der Reise genau Buch führte. Von der Fürstin sollte alles fern gehalten werden, was ihr Traurigkeit, Schrecken, Furcht, Kleinmüthigkeit, Ungeduld oder dergleichen verursachen könnte. Elisabeth fuhr auf einem Schlitten, den man aus Rücksicht auf ihren vermeintlichen Zustand auch dann nicht mit einem Wagen vertauschen wollte, als der Schnee verging und die Wege so schlecht wurden, dass man den Schlitten selbst mit Hülfe von 10 bis 12 starken Pferden täglich nur ein paar Meilen weit fortschaffen konnte. Ueber Hof, Nürnberg, Ansbach, Mergentheim, Boxberg erreichte man endlich Mosbach am Neckar, von wo ein Schiff die Reisegesellschaft nach Heidelberg brachte. Am 12. Februar wurde in Neustadt Wohnung genommen und die Rückkehr Johann Casimirs erwartet.

Darüber vergingen freilich noch einige Wochen, während welcher Zeit sich auch der Irrthum, in dem sich Elisabeth bezüglich ihres Zu-

standes befunden, aufklären sollte.[1]) Indess blieben die ihr mitgegebenen Personen des sächsischen Hofs, bis des Pfalzgrafen Rückkehr erfolgt war. Johann Casimir hatte sich, um das durch die Misserfolge des Feldzugs getrübte Verhältniss zu der Königin Elisabeth wiederherstellen und mit englischem Gelde den Verlegenheiten, worin er sich zu Gent befand, ein Ende machen zu können, zu einer Reise nach London entschlossen. Am 17. Januar schrieb er seiner Gemahlin aus Dünkirchen, am 19. aus Dower und meldete, dass er sich vor der Abreise mit den Generalstaaten und seinen Truppen verglichen habe, in England nicht länger als 14 Tage bleiben und dann nach der Pfalz heimkehren wolle. Bald erzählte er der traurigen Gattin in einem Brief vom 24. Januar aus London, wie er von der Königin so stattlich empfangen und tractirt worden sei und vor 8 Tagen nicht abreisen könne. In der That kam er nach Neustadt erst am Morgen des 17. März zurück.[2])

Inzwischen hatte Abraham Bock Musse, die Verhältnisse wie die

---

1) Am 12. März berichtete Margarethe von Schleinitz der Kurfürstin Anna, dass es mit der Schwangerschaft nichts zu sein scheine. Elisabeth habe sich übrigens nicht erschreckt, auch nicht erzürnt, sie sei vielmehr seit ihrer Rückkehr gar fein gewesen und habe sich gar christlich und wohl gehalten.

2) Johann Casimir kam um die Morgen-Mahlzeit, in Gesellschaft Wambolds, der ihm bis Lautern entgegengeritten war, und des Amtmanns von Lautern, Dietrich Weier, in Neustadt an. Ausserdem befanden sich in seinem Gefolge Graf Fabian von Dohna, Georg Ernst von Auerswald, des alten Hofmarschalls Sohn, Dr. Beuterich und ein junger Herr von Wambold.

Elisabeth hatte sich in der Freude über die bevorstehende Ankunft des Gemahls ganz in Weiss gekleidet, konnte aber, da Joh. Casimir, ohne dass vorher ein Zeichen gegeben worden wäre, sie überraschte, ihm nur noch bis auf die Treppe entgegengehen. -- Am folgenden Tage fand in der Pfarrkirche ein Dankgottesdienst statt, dem auch die einige Tage vorher zur Begrüssung des Pfalzgrafen eingetroffene Kurfürstin-Wittwe Amalie beiwohnte. Elisabeth nahm trotz der Einladung des Gemahls an dem reformirten Gottesdienst nicht Theil, da auch ihr sächsischer Hofstaat der Meinung war, dass sie besser einen Gottesdienst durch ihren lutherischen Hofprediger abhalten liesse. „Aber die Danksagung von deswegen, dass ihre fürstl. G. mit Leibesfrucht gesegnet, haben ihre f. G., als wäre es vergessen, aus den im vorigen meinen Schreiben bemerkten Ursachen auf diemal einstellen lassen."

Joh. Casimir hatte ausser dem englischen Orden (Hosenbandorden) und stattlichem Silbergeschirr goldene Kleinodien mitgebracht (deren er fünferlei, Ketten und Ringe, seiner Gemahlin verehrte). „Sonsten, berichtet Bock, sind die Beutepfenninge nicht allein dünne, sondern man soll jetzt diese Frankfurter Messe über vorige Unkosten noch eine stattliche Summe Geldes, so man in den Niederlanden aufgenommen und eingebüsst, baar bezahlen."

Personen an dem kleinen pfalzgräfischen Hofe genauer kennen zu lernen, worüber er dem Kurfürsten August und seiner Gemahlin eingehend referirte.

„Wiewohl das Ort Landes, berichtet er u. a., so Herzog Johann Casimir zu Theil geworden, mit der kurf. Pfalz, mit den Bischöfen zu Speier und Worms, auch etlichen Grafen und vom Adel sehr im Gemenge liegt, so ist es doch, sonderlich dies Amt (nämlich Neustadt) fruchtbar und austräglich. Es haben auch seine f. G. mehr nicht als 25,000 fl. Schulden und den 8ten Theil aller Bürden und Beschwerden des Reichs auf sich genommen, die andern Schulden, deren, wie ich berichtet, in 4 Tonnen Goldes, so allein in Frankreich und Niederland verwendet worden sein sollen, und 7 Theile aller Beschwerungen (des Reichs) hat der Kurfürst auf sich behalten."

„In der Regierung allhie hat G. Johann Casimir Philipp von Wambold als seinen Statthalter, den ich für einen ehrbaren Mann halte, D. Ehem als einen Canzler und M. Ernst Vögelin, der etwen zu Leipzig ein Buchdrucker war,[1]) zum Landschreiber, das ist so viel als ein Schosser oder Amtmann, wird aber mit in der Regierung gebraucht. Licentiat Zuleger, der meinem gnädigsten Herrn wohl bekannt ist, hat seinen Abschied im Niederland, wie ich berichtet bin, daher bekommen, dass er bei den Staaten, dahin er von H. Joh. Casimir, die Bezahlung und anderes zu sollicitiren abgefertigt, wie man ihm schuld gibt, den Hund hinken (hat lassen), und als ihm der Pfalzgraf etwas hart geschrieben, mit Unbescheidenheit seinen Abschied in Schriften gefordert, den ihm auch seine f. G. also gegeben haben soll. Darnach sind er und D. Beuterich mit Worten hart aneinander gekommen. Zuleger hat Beuterich schuld gegeben, er sei seines Abschieds eine Ursache; der andere hat es nicht gestanden, haben einander mit Tellern und Leuchtern nach den Köpfen geworfen. Und ist gleichwohl Zuleger noch allhie mit seiner Frau und hat bis daher, wie ich berichtet bin, unter der Futterrinne Hafer so vollkommen als früher holen lassen, welches ich für keine Ungnade, sondern für ein verdeckt Essen gehalten. So untersteht man sich auch, ihn wieder auszusöhnen, sonderlich redet D. Ehem

1) Aus den cryptocalvinischen Händeln als Drucker der Exegesis bekannt.

gar gütig von ihm, sagt, es sei ein Missverstand, Herr und Diener haben einander nicht recht verstanden. D. Beuterich aber vexirt die andern alle, sieht mich auch nicht dafür an, wo es nach Beuterichs Willen gehen sollte, dass er ausgesöhnt werde.[1]) Meine gnädige Fürstin sieht gar gerne, dass Zuleger weg ist. Aber ihre f. G. sagen daneben, es sei ihr so gar hoch nicht zuwider, dass er bliebe; denn sie besorge, es möchte ein ärgerer kommen. Mit D. Ehem sind ihre f. G. nach Gelegenheit zufrieden."

Den Bewohnern Neustadts war auf Anstiften von Ehems Bruder, der Vogt zu Oggersheim war, wie von Licentiat Zuleger, der Besuch der lutherischen Hofkirche verboten. Als Fastensonntag 40 bis 50 Personen communicirten, erklärte der sonst sehr gemässigte Statthalter, dies für die Zukunft nicht gestatten zu können.

Freilich fehlte es auch an Zeichen confessioneller Gehässigkeit auf Seiten der Städter nicht. So beklagte sich der Hofprediger Hofmann einmal über Tisch in den heftigsten Ausdrücken, dass man ein seinem verstorbenen Söhnchen in der Kirche errichtetes einfaches Epitaphium zerschlagen und an die Mauer „fast wie einen Galgen": „das ist Barthel der Hofprediger" gemalt habe. Pfarrer, Kaplan und Schulmeister seien mehr als einmal vorübergegangen, hätten sich ins Fäustchen gelacht und ihren Gefallen daran gehabt. Der Hofprediger sprach von Schelmen und Bösewichtern und schrieb an den Amtmann: „man habe ihm der Possen viele gerissen; wenn man hätte Brief und Siegel halten wollen, so hätte man sich nicht verschreiben sollen, der Herzogin einen Hofprediger zu lassen." Bock suchte den Aufgeregten zu beruhigen. Der Brief war aber schon fort. Der Amtmann wie der Pfarrer entschuldigten sich gegen den Hofprediger. Die Thäter entdeckte man nicht.

Bock setzte eines Tages auch dem Statthalter auseinander, weshalb

---

1) Ueber Beuterich heisst es später noch in demselben Berichte: „Es sind auch H. Johann Casimirn und D. Beuterichen selbst von unterschiedlichen Orten Schreiben eingekommen, darinnen wird Beuterichen Schuld gegeben, dass er und Dathenus, der Pfaff, den Tumult, der abermals zu Gent den 10. März sich erhoben, darinnen die Calvinisten die Papisten wider ihren Religionsfrieden aus den Klostern und Kirchen gestürmt, angerichtet, Mittel und Wege, auch Anleitung dazu gegeben haben.

der Kurfürst und die Kurfürstin von Sachsen mit Joh. Casimirs Unternehmungen nicht zufrieden sein könnten. Wambold erklärte sich im Ganzen einverstanden und schob die Schuld auf England und andere Ursachen; „das andere entschuldigte er damit, dass es bei des alten Herrn Zeiten gewesen, und erbot sich mit hohen Worten, es dahin richten zu helfen, dass seine f. G. hinfort folgten und bei dem Ihren blieben, mit Vermeldung, dass die Fürstin mit Glimpf und Bescheidenheit darzu auch viel gutes thun könne."

„Daneben, so berichtet der vorsichtige Bock weiter, ist vorgefallen, obwohl meine gnädige Fürstin sich jetzt glimpflich gegen männiglich gezeigt, dass dennoch etliche wenige Wörtlein und Sachen, die doch nicht böse gemeint, daran auch sonst nicht viel gelegen, mitunter gelaufen, die etlichen Leuten missfällig und ihrer f. G. selbst nicht fein sein mögen, als etliche Wörtlein, die möchten verstanden werden, als hätten ihre f. G. nicht Mitleiden, wenn es (nämlich Joh. Casimir mit seiner Expedition) übel ginge."

Er erfuhr auch in grossem Vertrauen, dass Johann Casimir gänzlich entschlossen sei, der Gemahlin eine ernste Anzeige thun zu lassen und sie zu warnen, so wie er auch Willens sein solle, wenn man nicht Sanftmuth brauche, sich nicht oft daheim finden zu lassen. Der Berichterstatter ermahnte daher die Fürstin in vorsichtiger und bescheidener Weise vor unbesonnenen harten Worten.

Die Pfalzgräfin aber weinte und klagte, dass sie mit Unrecht in ein grosses Geschrei gekommen.

Der Statthalter dagegen äusserte sich wiederholt sehr zufrieden: Er danke Gott, die Fürstin sei ganz anders geworden; wenn sie so fortfahre, würden Herr und Diener sich so gegen sie betragen, dass sie zufrieden sein werde, „wie ich denn, setzt Bock in seinem nach Johann Casimirs Rückkehr abgefassten Berichte hinzu, nicht anders sehe und finde, als dass sich ihre fürstl. G., welche ohne das treuherzig und redlich ist, glimpflich, wohl und aller Gebühr erzeigt." Und damit die Fürstin auch eine eigene Haushaltung und etwas zu thun habe, sei es dahin gerichtet, dass man ihrer fürstl. G. das Kloster Limburg am Gebirg mit einer Zugehörung übergeben. Dort habe die Fürstin Viehzucht, Weinwachs und andere zur Haushaltung gehörige Dinge.

H. Joh. Casimir, der sonst, heisst es wiederholt zu seinem Lobe, höflich, dienstwillig und gutherzig ist, wird, wenn die Fürstin so bleibt, sie in allen Ehren halten.

Die Mutter Anna unterliess nicht, sie fleissig zu ermahnen, dass sie von dem guten Betragen nicht ablassen möge, wogegen Elisabeth wiederholt versicherte, dass sie nicht so böse sei, wie verlogene Menschen von ihr ausgeben. Auffallend genug hielt es aber auch die bigotte Mutter noch immer für nöthig, sie vor religiöser Verführung zu warnen, da doch Elisabeth Proben genug von einer Rechtgläubigkeit abgelegt hatte, welche die Eltern hätte befriedigen können. Statt dessen schenkten sie im Jahre 1580 dem Gerücht Glauben, dass Elisabeth den Nachtmahlsstreit für ein geringes Wortgezänk halte, oder dass sie pfälzische Bücher lese oder sich sogar förmlich dem Calvinismus zugewendet habe, ein Verdacht, welcher der Armen neben den feierlichsten Versicherungen, dass sie der Religion der Eltern treu bleiben wolle, auch Thränen genug kostete.

Im Uebrigen erlebte sie, so viel wir sehen, um diese Zeit mehr Freude, als ihr sonst beschieden war. Sie fand, hierin dem Vorbild der Mutter nacheifernd, Gefallen an der Landwirthschaft und insbesondere an der Viehzucht. Was darin in der Pfalz geleistet wurde, befriedigte sie nicht. „Es ist so elend Vieh hieaussen, dass es zum Erbarmen ist. Wie die Landwirthe in dem Lande sind, so auch das Vieh. Es nützt ihnen hier schier kein Vieh.“ Sie liess sich daher nicht allein Leute zur Wartung des Viehes, zur Bereitung des Käse, zum Melken der Schafe, das man in der Pfalz gar nicht verstehe, aus Sachsen kommen, sondern bettelte auch die Mutter wiederholt um einige Stück thüringischer Kühe an, deren Kurfürst Friedrich einst seiner Gemahlin acht gekauft, die in der Pfalz vortrefflich gediehen. Im Jahre 1578 räumte ihr Johann Casimir neben dem Viehhof bei Kloster Limburg einen näher und bequemer gelegenen Hof zu Fischbach ein. „Der liegt gar eben und ist gar fein.“ Dazu kam 2 Jahre später noch ein Gut in der Nähe von Lautern, Friedelsheim, wo Elisabeth sich eine bequeme Wohnung einzurichten wünschte. Da aber ihr Gemahl das Geld zum Bau nicht geben konnte, weil er in den Niederlanden so viel eingebüsst, so nahm sie die Unterstützung ihres Vaters in Anspruch und erhielt

von diesem ein Geschenk von 2000 fl., das sie ganz auf den Viehof zu verwenden versprach. Im folgenden Frühjahr finden wir sie beschäftigt, das Haus einzurichten. Auch Johann Casimir theilt den ländlichen Aufenthalt, der sich bis zum Herbst ausdehnt.

Wir fangen an zu hoffen, dass die arme Fürstin nach so langen Leiden und Kämpfen endlich das vermisste häusliche Glück finden möge. Diese Hoffnung befestigt sich uns, indem wir sehen, dass Elisabeth für die früh verstorbenen Kinder ein Ersatz in der am 6. Januar 1581 geborenen Dorothea erwächst, die trotz der zwinglischen Taufe erfreulich gedeiht. Es fehlt in ihren Briefen nicht an Aeusserungen frohen Mutterglücks. Sie wünscht ihren Eltern, dass sie das Kind nur einmal sehen könnten. So klein sie ist, schreibt sie von dem vierteljährigen Töchterchen, so kurzweilig ist sie; sie hat der andern seligen Kinder Kurzweil und Fürwitz alle. Sie ist gar ein liebes Kind, versichert sie ein ander Mal. Und wie die Kleine gar zu lallen und zu reden beginnt, erkennt sie dankbar an, welch einen Schatz ihr Gott in ihr verliehen.

Wenn gleichwohl das bessere Verhältniss zu dem Gemahl nicht von Dauer war und die pfälzische Umgebung ihr ein Gegenstand des Argwohns und des Abscheues blieb — sie dünkt sich wie eine Verlassene in der Fremde, unter falschen, boshaften Menschen, unter argen Feinden, die ihr Böses thun —, so dürfen wir dies zum guten Theil auf Rechnung der Eltern setzen, welche den sinnlosen Hass gegen alles, was calvinisch war, in frevelhafter Weise zu schüren nicht müde wurden.[1])

Johann Casimr dagegen zeigte noch immer Nachsicht mit allen Schwächen der Gemahlin. Allerdings verbot er ihr wiederholt und so nachdrücklich jede heimliche Correspondenz mit den Eltern, dass Elisabeth im Jahre 1583 vorübergehend den Entschluss fasste, von ihrem Hauskreuz keinem Menschen mehr, auch den Eltern nicht zu sagen und

---

1) Kam Anna doch so weit, dass sie am 20. Februar 1585 ihre Tochter, nachdem sie wieder mit einem todten Kinde niedergekommen war, mit den Worten tröstete: „Wenn D. L. bedenken, was es jetzo leider für einen betrübten Zustand in der Welt hat, und wie etwa das liebe Kind, wenn es beim Leben blieben, mit falschem gottlosem Irrthum in der Religion hätte können befleckt werden, so ist dieser Fall dem ewigen lebendigen Gott desto leichter mit christlicher Geduld in seinen Willen zu befehlen und heimzustellen.“ Also lieber todt als calvinistisch! — bemerkt dazu mit Recht K. v. Weber S. 41.

zu schreiben, da der Streit dadurch nur vermehrt würde: aber eben dieses Hauskreuz, worüber Elisabeth am 7. Februar 1583 sich in einem sehr kläglichen Briefe an die Mutter verbreitete, bezeichnete sie einige Wochen später wieder als beseitigt; es sei alles wieder gut und sie wohl zufrieden. Und als Johann Casimir sich im Sommer jenes Jahres anschickte, mit bewaffneter Macht den Erzbischof Gebhard von Cöln in seinem antikatholischen Beginnen zu unterstützen, begleitete sie ihn nicht allein vor seinem Aufbruche nach Heidelberg zur Wiedervermähl- des Kurfürsten Ludwig, sondern ertrug auch die Trennung, die sie aufrichtig beklagte, mit mehr Fassung und Würde als sonst. Sie freute sich der Briefe, die sie aus dem Felde erhielt, und noch mehr des baldigen Wiedersehens, worauf Johann Casimir sie vertröstete. Da sollte der frühe Tod des Kurfürsten Ludwig, der ihren Gemahl, welcher den ohnehin unglücklich verlaufenen Feldzug am Rhein plötzlich abbrach, zur Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung nach Heidelberg rief, wie für das pfälzische Land, so auch für Elisabeth folgenreich werden.

Elisabeth hatte alle Ursache, den Tod des Kurfürsten Ludwig sich „heftig zu Herzen gehen“ zu lassen. Denn nicht allein dass sie, wie sie am 8. December 1583 der Mutter schrieb, einen treuen und guten Freund an ihm verloren, sondern auch die kirchlichen Aenderungen, welche die vormundschaftliche Regierung Johann Casimirs herbeiführte, wurden für sie eine Quelle neuer und tiefer Betrübniss. Allerdings versprach Johann Casimir bei seinem Regierungsantritt, das von dem Bruder eingerichtete Kirchenwesen nicht umstürzen zu wollen, und die Lutheraner mochten um so fester auf die Fortdauer der bestehenden Zustände hoffen, als Ludwig testamentarisch seinem Bruder mehrere rechtgläubige Fürsten als Mitvormünder an die Seite gestellt und besonders die lutherische Erziehung seines Sohnes Friedrich anbefohlen hatte.

Ueber letztere zu wachen, fühlte sich auch Elibath berufen. Sie will, wie sie am 4. Januar 1584 der Mutter schreibt, mit Gottes Hülfe bei den hinterlassenenen Kindern thun, als wenn sie ihre Mutter wäre; denn ihre frommen seligen Eltern habens wohl um sie verdient.“ Ausserdem machte sie später noch geltend, dass sie den Eltern ausdrücklich

versprochen habe, für die Unterweisung ihrer Kinder in dem rechten Glauben zu sorgen. Es liess sich jedoch voraussehen, dass weder das Testament des Bruders noch die Einreden Anderer Johann Casimir hindern würden, sowohl bei der Erziehung des Mündels als in der Verwaltung des Landes den eigenen Grundsätzen zu folgen. Persönlich frei von confessioneller Engherzigkeit versuchte er anfangs vermittelnd und versöhnlich aufzutreten, sah sich aber, vielleicht weniger durch den Eifer streng reformirter Rathgeber als durch das Toben der lutherischen Theologen über die ihnen zugemuthete Gleichstellung mit den Calvinisten veranlasst, nach und nach das ganze Kirchen- und Schulwesen, unbekümmert um den von den Mitvormündern angestrengten Process und den Lärm der theologischen Gegner, in reformirtem Sinne umzugestalten. Der Calvinismus gelangte zum zweiten Male in der Pfalz zum Siege, und um ihm Dauer zu verleihen, wurde auch die Erziehung des Kurprinzen in die Hände von Reformirten gelegt.[1])

Elisabeth hätte mehr Klugheit und Selbstbeherrschung und weniger confessionellen Eifer besitzen müssen, um in dem heftig entbrannten Kampfe nicht die enge Grenze zu überschreiten, die ihr von dem Gemahl angewiesen war. Am schwersten scheint sie es empfunden zu haben, dass man den Neffen, den sie der lutherischen Religion zu erhalten gehofft hatte, ganz ihrer Einwirkung entzog. „Sonsten, schrieb sie der Mutter am 6. October 1584, geht es hier mit der Religion erbärmlich zu. Alle Prediger sind abgeschafft. Der liebe Gott wolle es wenden. Und haben mir meinen Fritz auch genommen, dass er gar nicht mehr darf zu mir gehen, dass ich ihn nicht mehr ermahnen kann, welches ich seinen frommen Eltern viel anders habe zugesagt. Nun Gott muss es erbarmen. Ich wünsche mir von Herzen, dass der liebe Gott mich wolle erlösen etc. Das Fräulein[2]) geht mit mir noch in die

1) Häusser a. a. O. II, 143.

2) Ob Katharina (nach Cohn's wie Häutle's Stammtafeln geb. 1572, gest. 1586) oder Christine (geb. 1573, gest. 1619)? Es kann neben dem Bruder und Erben der Kur, Friedrich, damals nur noch eine Schwester am Heidelberger Hofe gelebt haben, da Elisabeth auch schon am 4. Januar von „beiden lieben Kindern" des verstorbenen Kurfürsten spricht. Anna Maria, die älteste Tochter Ludwigs, war seit 1579 mit Karl von Sunderland vermählt, starb aber auch schon 1589. Nicht weniger als 8 Kinder waren vor den Eltern im frühsten Lebensalter mit Tode abgegangen. Die erste Gemahlin Ludwigs, Elisabeth von Hessen, die mit Joh. Casimir's Gattin eng befreundet war, lebte seit dem 14. März 1582 nicht mehr. Vgl. p. 151 Anm.

Kirche; nicht weiss ich, wie lange.“ Schliesslich bittet sie die Mutter, es nicht zu offenbaren, dass sie's ihr geschrieben habe, um ihres Herrn willen, der sonst gar unwillig gegen sie sein würde.

In Dresden war man jedoch nicht auf die Briefe Elisabeths allein angewiesen, um sich von den Vorgängen in der Pfalz zu unterrichten. Diese beschäftigten alle Welt und wurden wie in Streitschriften, so in Briefen und gewiss noch mehr in mündlichen Erzählungen der Art übertrieben, dass Johann Casimirs Name in allen gut lutherischen Kreisen mit Abscheu genannt wurde. Und gerade diesem Fürsten, dem kühnen Vorkämpfer des verhassten Calvinismus, sollten August und Anna, die im eigenen Lande die heimlichen Anhänger des reformirten Kirchenthums so unbarmherzig zu Boden getreten, und nicht allein bei den lutherischen Glaubensgenossen, sondern durch ihre katholischen Neigungen selbst in Rom, München und Wien sich einen guten Namen gemacht hatten, ihre gramerfüllte Tochter noch länger verbunden sehen? Alle Voraussetzungen, unter welchen die verwünschte Ehe einst zum Abschluss gekommen, hatten sich als Täuschungen erwiesen. Für das Lutherthum gab es in der Pfalz, nachdem auch der Erbe des Landes jeder Einwirkung Elisabeths entzogen war, nichts mehr zu retten; vielmehr war Gefahr, dass die vielgequälte Fürstin zuletzt selbst noch dem Calvinismus in die Arme getrieben werden könnte. Für sie bedeutete die Ehe jedenfalls nur noch Unheil, für die Eltern aber Schimpf und Schande vor aller Welt. Was Wunder, wenn man sie auf dem Wege der Scheidung zu lösen suchte?

So wurde im Januar des Jahres 1585 an die drei kurfürstlichen Hofprediger in Dresden die vertrauliche Frage gerichtet, ob des Pfalzgrafen J. Casimirs Gemahlin der Religion wegen von ihm nicht könne geschieden werden. Die Antwort fiel jedoch nicht zustimmend aus. Mit betrübtem Gemüth, versichern die drei Geistlichen in ihrem Bedenken vom 26. Januar,[1]) erfahren sie, dass in der Pfalz abermals Veränderungen in der Religion und Verfolgung vorfallen, und dass auch des Kurfürsten Tochter von ihrem Gemahl zu gleichem Abfall gereizt werden soll.

1) Dresden, H. St. A. III, 98 f. 222 Nr. 12 (Pfalz' Missverstand mit Sachsen), wo sich auch die im Nachfolgenden benützten Acten befinden.

Nachdem sie aber mit einander in Gottesfurcht erwogen, ob deswegen des Kurfürsten Tochter mit Rcht und gutem Gewissen von ihrem Ghegemahl geschieden werden möge, können sie nicht verhalten, dass solches noch zur Zeit nicht wohl geschehen könne. Denn nach Paulus an die Korinther I, 7 soll die Ehe wegen Ungleichheit in Religion und Glauben nicht leicht geschieden werden, sondern der rechtgläubige Theil soll dem andern beiwohnen und durch christliche Ermahnungen und heiligen Wandel aus seinem Irrthum zu bringen suchen und wegen seines Bekenntnisses zu leiden bereit sein, so lange der ungläubige Theil keine Gewalt übt, sondern seinem gläubigen Ehegemahl gestattet, seinen Gott zu bekennen und ihm zu dienen.

Konnte August hiernach auf Scheidung nicht dringen, so wollte er doch wenigstens mit dem Gewicht seines Namens den Schwiegersohn von der Fortsetzung der kirchlichen Neuerungen und von der Bedrängung seiner Tochter abzuhalten suchen. Die einseitige Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung durch Johann Casimir mit Ausschluss der fürstlichen Mitvormünder, sowie der Umsturz des pfälzischen Kirchenwesens waren aber Angelegenheiten, gegen die auch andere protestantische Fürsten Vorstellungen erheben konnten. Es wurde daher der Kurfürst Georg von Brandenburg angegangen, sich an der Abordnung einer Gesandtschaft nach Heidelberg zu betheiligen, was auch in der Art bewerkstelligt wurde, dass der sächsische Kanzler Haubold von Einsiedel bevollmächtigt wurde, auch im Namen Brandenburgs zu dem Pfalzgrafen zu reden.

Den Erfolg der Legation lernen wir aus der Antwort kennen, die Joh. Casimir dem Gesandten am 24. Februar 1585 ertheilte. Es genügt für unsern Zweck, das Wichtigste daraus herzorzuheben.

„Das seine f. G. evangelische Kirchendiener, so sich zu der A. C. reinen und in dem christlichen Concordienbuche wiederholten Lehre bekennen, in der Stadt Heidelberg beurlaubt, ist s. f. G. nicht geständig, sondern sagen rund, dass sie einen Haufen unrichtiger Buben, Clamanten und Lästermäuler beurlaubt, die mehrertheils weder in der Lehr noch im Leben also beschaffen, dass sie mit Nutz der Kirchen Gottes vorstehen können, aufgeblasen, geld- und ehrgeizige, hoffährtige, unartige, weinsüchtige Gesellen, bei denen die hievor angestellte christliche Disciplin aufgehoben und dagegen alle Unordnung mit Fressen, Saufen, Spielen, Tanzen, Ueberfluss in Gastereien und Kleidungen (in welchen allen sie und die Ihrigen jederzeit das Gewinnend davon getragen) eingeführt

worden, die auch ihre Predigten mit Lästern und Schmähen guten Theils zugebracht, wie sie dann dessen etlich Mal bei Lebzeiten weiland Pfalzgraf Ludwigs Kurfürsten christlicher Gedächtniss überwiesen, auch von s. f. G. ernstlich darum gestraft worden." — Von der Bürgerschaft habe nur ein geringer Theil an diesen Clamanten gehangen. Jetzt besuchen sie mit gar grossem Eifer die andern Kirchendiener. Jene haben ungeheure Dinge von der Person Christi gelehrt, z. B., dass die Menschheit Christi alsbald nach der Empfängniss zur rechten Hand Gottes des Vaters gesehen worden und allenthalben gewesen sei. „Ja es hat der Fürnehmsten einer, der andere bestellen, ordiniren und annehmen helfen, sich nicht gescheut zu predigen, man könne auch daher beweisen, dass Christus nach seiner Menschheit allenthalben an allen Orten mit und bei allen Menschen sein müsse, dieweil er der Lebendigen und Todten Richter sein werde, welches Amt er nicht vertreten könne, wenn er auch nicht nach seiner Menschheit, der das Richteramt gegeben, um und bei allen Menschen wäre, sehe und hörte, womit sie umgehen, was sie handelten und vollbrächten."

Sein und seiner Theologen Glaubensbekenntniss steht nicht auf Calvin's oder eines andern Menschen Schriften, die auch deswegen nicht geschrieben, dass ihre Schriften für norma fidei zu halten, sondern allein auf der prophetischen und apostolischen heil. Schrift, den drei Hauptsymbolis, der A. C. sammt Apologie.

Der Pfalzgraf erinnert sich sodann gar wohl, was bei seiner Verheirathung vorgegangen, und was er damals zugesagt hat. Obwohl ihm nun nicht gebührt, dem Kurfürsten August — denn nur in dem Namen dieses wurde über die Pfalzgräfin verhandelt — einem alten und erfahrenen Fürsten, ja als dem Herrn Vater, in der Regierung das geringste einzureden, so möchte er doch wünschen, dass in den sächsischen Landen es mit der Lehre noch so bestellt sei, wie es nach wieder erstandenem Licht des heiligen Evangeliums und insonderheit auch dazumal gewesen, ehe die abscheuliche Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes oder der Menschheit unsers Herrn Jesu Christi eingeführt war, welche ungeheure und der A. C. widerwärtige Lehre zur selben Zeit sowohl von den sächsischen als andern evangelischen Kirchen deutscher, auch fremder Nationen verworfen wurden. Denn da es bei voriger Lehre geblieben, würde s. f. G. Erachtens die Sache allenthalben besser stehen und die Irrungen nicht also, wie man leider jetzt sieht, über Hand genommen haben, auch nicht nöthig sein, s. f. G. ihres Zusagens (welches sie ohne einige Anmahnung für sich selbst jederzeit fürstlich in Acht genommen), welchermassen nunmehr zum dritten Mal, nicht ohne geringe seiner f. G. Bekümmerniss geschehen, zu erinnern; denn man von Punkten des Nachtmahls, darum es dazumal zu thun war, zu beiden Theilen einig und zufrieden gewesen, weil man sich allenthalben auf die heil. prophetische und apostolische Schrift alten und neuen Testaments, die Augsb. Confession und derselben Apologie und andere hernach zu Frankfurt und Naumburg erfolgte, von den anwesenden Kurfürsten und Ständen selbst unterschriebene und versiegelte Erklärung, Wiederholung und Abschied berufen und gezogen und jeder Theil derselben gemäss seinen Glauben erklärt hat, zu welchem allen s. f. G. sich noch auf den heutigen Tag mit Mund und Herzen bekennen, und mit Wahrheit nicht bestätigt werden

köune, dass sie wider solche Confession und Meinung jemals deu geringsten dero Unterthaneu, zugeschweigeu dero freundliche herzgeliebte Gemahlin beschweret oder dieselbe auf andere Meinung zu bringen uud zu beredeu uuterstanden hätte; ja das noch mehr ist, als hernacher bevorab nach der ausgegangenen Concordie uicht alleiu im Land zu Sachsen, sondern auch in der Pfalz die Ubiquität eingerissen und s. f. G. Gemahlin nicht ohne souder Bekümmerniss derselben durch den fürnehmsten patronus ubiquitatis und andere Instrumente, so derselbe geschwinde Fabrikator seiner lästigen Gewohnheit nach darzu angerichtet,[1]) auch mit solcher Lehr eingenommeu worden, obwohl von solcher Lehr des Concordieubuchs (so dazumal noch nicht geboren) bei der Verheirathung nichts gemeldet, versprochen oder zugesagt: so hat doch s. f. G. dero Gemahlin, ob es s. f. G. wohl lieber auders geseheu, Friedlebeus halben dabei bleiben lassen und, wenn sie den Anfang nicht gemacht, dieses oder auch anderer Artikel wegen ihr das geringste uicht eingeredet, wie auch die Räthe, wenu sie uicht dazu provocirt, uicht gethan, zugeschweigen, dass der Gemahlin mit gefährlichen Disputationeu sollte zugesetzt worden sein, und da es geschehen, das doch uicht ist, so wäre es doch nicht zu dem Ende geschehen, wie im Anbringen vermeldet, sie zu einer fremden vorhiu unbekannten, sondern vielmehr zu ihrer vorigen rechteu katholischeu Lehre wieder zu bringen. — Uebrigeus solle die Gemahlin in Religions- und Gewissens-Sachen völlig unbehelligt bleiben.

Dass er uicht Jedermanu, so uicht zu Hofe gehörig, erlaube, seiner Gemahlin Hofprediger Lehre zu besucheu, sei richtig. Dieses Verbot habe er schon vor Antritt der Administration Sterbens Läufe und anderer erheblicher Ursachen wegen zu Lautern (gethan) und dasselbe wieder zu thun keinen Umgang nehmen könueu, dazu dann nachfolgeude erhebliche Ursachen ihn bewegt haben:

„Erstlich, dass einen solchen Concursum und Zulauf, darunter sich auch fremdes uubekanntes Handwerkervolk befunden, zu der kurfürstlichen Residenz allhier zu verstatten, während er, der Pfalzgraf, mit Hofgesinde, Junkern und Trabanten grösstentheils zum Gottesdienst unten in der Stadt sei, gefährlich wäre. — Zum Andern, dass sich auch befunden, solche eifrige Zuhörer mehr von wegen des Bauchs denn der Seele Speise sich zu Hof bei dem Predigen finden lassen, da nach verrichteter Predigt die gemeinen Zuhörer sich hin und wieder in Küchen und Keller, Pfisterei, Waschhaus und andere Winkel, da sie Bekannte gewusst, verschlagen, die adeligen Weiber aber sammt ihrem Anhang im Frauenzimmer sich aufgehalten und dasselbe in solcher Anzahl, dass über die ordentlichen Tische, so täglich gespeist werden, zu Sonn- und andern Predigttagen eine gute Anzahl mehr Tische sind gespeist werden, der Mährlein zu geschweigeu, so solch Gesinde, gleichwie in einer gemeinen Spinnstube, s. f. G. und derselben geliebte Gemahlin zu beunruhigen, mit solcher Gelegenheit zusammengebracht. — Und zum Dritten, dass der Pfalzgräfin Hofprediger mit Taufen und anderem eine eigene Pfarre zu Hof im Schloss anzustelleu begehrt und andere dazu zu ziehen und also schädliche Treunung anzurichten und zu unterhalten."

---

1) Wir wissen zon einem Verkehr Andreä's mit der Pfalzgräfin nichts.

Was die Erziehung des Prinzen anbetrifft, so sei nicht der Hofmeister, sondern dessen Adjunct und der Präceptor abgeschafft, wegen ihres Ungehorsams und muthwilligen Widersetzens, und weil sie bereits angefangen den jungen Herrn in seinen unverständigen kindlichen Jahren von des Pfalzgrafen Religion mit handgreiflichen Lügen abzuziehen und wider ihn zu hetzen, und dann auch darum, dass sie weder in Sitten und Geschicklichkeit, noch auch sonst gut qualificirt gewesen, wie dann der Prinz bei Lebzeiten des Vaters nicht einmal das Vaterunser recht beten und fast noch keinen Buchstaben von dem andern unterscheiden können.

Wir fügen zur Ergänzung noch den Bericht, den Haubold von Einsiedel nach seiner Rückkehr in Dresden am 17. März erstattete, auszugsweise bei.

Die Pfalzgräfin habe sich aufs höchste für die Sendung bedankt. Zwar habe sie, wie sie sagte, ein schweres Kreuz, woher auch wohl der neue Unfall seinen Ursprung habe,[1]) aber sie wolle es Gott befehlen, dass er Gnade verleihe, es mit Geduld zu tragen. Ueber ihren Herrn und Gemahl beklage sie sich nicht, dass er ihr mit gefährlichen Disputationen also zusetze, dass er von ihr etwas zu erzwingen vermeine; doch seien in Religionssachen wohl Tisch- und Bettreden geschehen, woraus sie sein Gemüth ersehen könne. Auch würden von den Räthen über Tisch und sonst allerlei Disputationen geführt, die sie aber von sich gewiesen und nicht geachtet habe. Sie versicherte, sie wolle bei dem Catechismus Luthers und der Religion, worin Vater und Mutter sie erzogen, bleiben. —

Leute aus der Stadt und vom Hof dürfen nicht mehr in ihre Predigten kommen; die Schlosskirche ist gesperrt und ihr Prediger muss für sie und ihr Frauenzimmer in dem Glas-Saal predigen.

Was ihre abermals erlittene Missgeburt anlange, so könne sie für gewiss nicht sagen, woher es gekommen. An dem aber sei es, dass vor einiger Zeit der Satan durch böse Leute zwischen ihrem Gemahl und ihr mehr Widerwillen denn zuvor erregt habe, und unter andern, dass ihrem Prädicanten verboten, Sacrament und Taufe Jemand anders als ihrem Frauenzimmer und dessen Dienern mitzutheilen. Nun sei aber des Zimmerwarts Kind auf seine hohe Bitte mit ihrer f. G. Erlaubniss auf dem Schloss getauft worden am 13. Tag Novembris, welches die calvinischen Prädicanten und Räthe heftig verdrossen. Darum Magister Bartholomäus Hofmann den 15. December vor den Herzog selbst gefordert und durch Doctor Ehem und Dr. Julius Reuber heftig angeredet, und dass er weiter sein Kirchenamt, denn ihm gebühre, erstrecke — gestraft worden, dazu dann ohngefähr die Herzogin auch gekommen und ihren Herrn angeredet, was er doch

1) Elisabeth war, wie schon wiederholt (von früheren Fällen abgesehen, am 28. Februar 1584), so zuletzt am 17. Februar 1585 mit einem todten Kinde niedergekommen. Man könnte denken, dass dieser Unfall in Dresden den Entschluss, eine Gesandtschaft an Joh. Casimir abzuordnen, zur Reife gebracht hätte, wenn es der Zeit nach möglich gewesen wäre.

mit ihrem armen Seelsorger fürnehme, da er doch sonsten wohl Ursache hätte, sich ihrer Ehren gegen diese unwahrhaften Trabanten anzunehmen; dasselbe aber bliebe stecken, ihr Seelsorger müsse wegen geringschätziger Dinge am Pranger stehen. Darob sich der Herzog heftig erzürnet und mit ergrimmten Geberden gegen sie erzeigt.

Den 14. Januar ist der Herzog mit seiner Gemahlin auf ein Schützenessen in der Stadt geladen, allda diese Sache wieder rege gemacht und der Herzog zu grossem Zorn bewegt worden. — Des Trabanten halben ist es also gewandt, dass Einer, mit Namen Hans Pacher, die Herzogin ein gottloses Weib gescholten sollte haben. Das hat ein anderer Trabant, Hans Krugk genannt, gehört, es auch bei Eidespflichten ausgesagt. Hans Pacher aber hat wiederum geschworen, dass dem nicht so sei. Darauf wurden beide entlassen. Nun geschah auf dem Schützenessen für den Krugk Vorbitte. Ist der Herzog durch Dr. Ehem zu so heftigem Zorn bewegt worden.

Den 15. Januar ist die Herzogin selbst für ihren Herrn und Gemahl auf den Saal gefordert und durch Dr. Hartmann, D. Ehem, Dr. Justum Reuber und D. Beuterich heftig zur Rede gesetzt:

Sie legte sich wider meinen Herrn in Religions- und politischen Sachen mit unerträglichem Ungehorsam, hänge mehr auf der Vormünder, denn ihres Herrn Seite, wollte ihnen gerne das Schwert in die Hand geben; er müsse den Sachen anders begegnen und sie dürfe sich auf ihren Herrn Vater und seine Religion nicht so heftig verlassen. Mit dieser ersten Vorstellung habe sie sich vor Bekümmerniss nicht wohl gefühlt, bis der leidige Fall ihrer Missgeburt sich zugetragen. Sonst wüsste sie keine Ursache Erschreckens, Fallens oder dergleichen, davon solcher Unrath zu kommen pflegt.

Auf die Werbung des Gesandten hat sich Herzog Johann Casimir etwas zornig gegen seine Gemahlin gezeigt, indem er nicht, wie er sonst gepflogen, mit seiner fürstl. Gemahlin, obwohl er freundlich eingeladen, Mahlzeit halten wollen, auch ihr beiderseits junges Fräulein nicht für sich gelassen, sein Lager in einer andern Kammer aufschlagen, auch ihr auf zuentbotenen guten Morgen keine Antwort sagen lassen.

„Habe ich ihr auf ihr gnädiges Begehren anderst nicht rathen können, denn dass sie es mit christlicher Geduld gottergeben trage. Ich habe auch wohl sonst Berichts, dass dieser Zorn von nichts komme, denn dass sie in Verdacht gehalten würde, sie habe geklagt, und sei dieser Schickung eine Ursache. — Als ich am Freitag den 26. Februar mich früh wieder erheben wollte, ist Magister Hofmann wieder zu mir kommen, berichtend, dass ihre f. G. in höchster Bekümmerniss wären, der angefangene Zorn wollte nicht fallen, und sie besorgte, nach meinem Abreisen würde er allerlei gegen sie fürnehmen, wie denn auch er sich selbst besorgen müsste."

So stünde auch ihre f. G. in grossen Aengsten und würde berichtet, man wäre Vorhabens, ihre geliebte Tochter Fräulein Dorothea sowohl als auch Fräulein Elisabeth,[1]) Ludwigs Tochter von ihr zu nehmen. — Der Berichterstatter hofft aber, Johann Casimir werde das halten, was er in der Audienz zugesichert.

1) Aber war nicht eine 1562 geborne Tochter dieses Namens noch in demselben Jahre, eine zweite, geb. 1576, nach der gewöhnlichen Annahme, 1577 gestorben?

„Ich befinde, dass die hochgeborne Fürstin ihrem Herrn und Gemahl mit fürstlicher herzlicher Liebe und Treue gewogen ist, ihn mit Fleiss entschuldigt, seine Frömmigkeit hoch rühmt, da er allein von bösen Leuten wider sie und zu andern Sachen mehr verhetzt würde."

Man wird es begreifen, dass Johann Casimir über die Legation des Schwiegervaters aufs höchste entrüstet war und für die Beleidigung, die er darin fand, seine Gemahlin verantwortlich machte. Aber statt seinem Unwillen in heftigen Reden gegen Elisabeth Luft zu machen, liess er ihr, jede persönliche Berührung vermeidend, noch an dem Abend des Tages, an welchem er den Gesandten abfertigte, durch D. Beuterich ein Schriftstück zustellen, worin er nach Aufzählung seiner Beschwerden genau die Forderungen formulirte, zu deren Erfüllung sie sich für die Zukunft schriftlich verpflichten sollte. Er war nicht gemeint, jenes Actenstück in ihren Händen zu lassen, sondern verlangte die sofortige Rückgabe desselben. Elisabeth aber, die dasselbe bis zum andern Morgen behielt, verfehlte nicht, Abschrift davon nehmen zu lassen, die sie nach einiger Zeit, nebst der von ihr gegebenen Antwort, den Eltern zuzustellen Gelegenheit fand. Diesem Umstande verdanken wir die beiden nachfolgenden Documente zu der traurigen Geschichte des ehelichen Haders.

„Demnach ich, beginnt Johann Casimirs Erklärung vom 26. Februar, nicht mit wenig Herzeleid und Bekümmerniss nun eine Zeit lang in der Unruhe gestanden, als dass Du mich und meine Religion in allerhand Verdacht gehabt, daraus viel Uneinigkeit entstanden, welches unter christlichen Eheleuten sich nicht geziemen will; dieweil aber mir neulich eine Legation von beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg zugesandt, darin sie mir Mass und Ordnung geben wollen, wie ich in Religion (Religionssachen) und dann mein Gemahel regieren soll, und in derselben Werbung allerhand vorgegangen, daraus ich gar wohl abnehmen kann, dass solches nicht ohne Dein Wissen und Willen geschehen, so will ich einmal Wissenschaft haben, was die beiden Kurfürsten bewegt haben mag, zu mir abzuordnen und mich dieser Dinge zu beschweren, da ich ihnen in ihrer Regierung keinen Eintrag thue, zu dem auch mit Abschaffung etlicher unruhiger Ubiquitisten keinen Stand des Reichs offendiret. Aber was mich am meisten beschweret hat, ist, dass ich ein Lied hab hören müssen, jetzund und nunmehr zum vierten Mal von Deinen Eltern, als wenn ich dasjenige nicht halten thäte, was in der Heirathsberedung von mir zugesagt. Dieweil ich nun nicht wenig mit dieser Anzeigung beschwert und mir solches an meinen Ehren angeht, zudem ich besorge, (dass Du) dieses mit Fleiss angesponnen und nur aus dieser Ursache, dass ich den Edelweibern verbieten

lassen durch ihre Junkern, sich der Predigt zu enthalten, dann auch einmal ein Schloss vor den Saal machen lassen, zudem dem Bartel (Hofmann) verwiesen die Kindtaufe, und doch auch des Trabanten Injurie und Schmähung allerdings deswegen herrühren thut: so muss ich einsmals meiner Nothdurft nach Dir mein Gemüth eröffnen, und endliche Erklärung auf diese nachfolgenden Punkte von Dir begehren, damit ich mich darnach meiner Nothdurft zu gerichten hab.

Und erstlich begehre ich zu wissen, warum Du Dich eines solchen zu beschweren gehabt, da ich Dir Dein Gewissen nie nicht beschwert; denn ich wohl leichtlich zu erachten, dass Niemand so frech müsste gewesen sein, ein solches hinein ohne Dein Consens und Wissen gelangen zu lassen, wie Du Dich dann allezeit sowohl hier als zu Lautern unterstanden und allezeit meine treuen Diener übergeben und mit Schmähworten angetastet, zu geschweigen, was sich neulich zugetragen, daraus diese schöne Legation folgt.[1])

Zum andern, da Du Dich aus Gottes Wort zu berichten weisst, wie eine Ehegattin ihrem Gemahl, als dem Haupt, in allen billigen Dingen unterworfen, ob Du hinfort mir solches treulich leisten willst.

Zum dritten, demnach ich Dir in der Religion keinen Eintrag gethan und hinfort zu thun gedenke, so sollst Du billig auch hinwieder mich und meine Confessionsverwandten und Zugethanen, sie seien, wer sie wollen, hinfort unausgeschrien und unangetastet lassen, und sonderlich mit den verhassten Namen Calvinianer und Zwinglianer, Sacramentirer und dergleichen, zu enthalten.

Weiters sollst Du mich in meinem Regiment, es sei geistlich als weltlich, ungeirret und unmolestirt bleiben lassen und Dich darin zu mischen keineswegs unterstehen, ingleichen auch meinen Räthen und andern Dienern, sie seien so gering als sie wollen, darüber ich nicht wenig schuldig zu halten, hinfüro, wie leider bishero geschehen, mit unziemlichen Schmähworten angetastet, zu enthalten, denn solches Dir als einer Fürstin nicht wohl ansteht.

Ferners, nachdem meinen jungen Vetter und Pflegsohn ich mit gutem Gewissen in keinen ubiquitistischen Träumen, sondern in meiner christlichen und in Gottes Wort gegründeten Religion zu erziehen gänzlich bedacht, und Du ohne das mit solcher Erziehung nichts zu schaffen oder zu thun, so will ich, dass Du mich oder bemelten meinen Sohn ungeirrt und ungemustert[2]) lassest, und förder, wie bishero geschehen, des Steifens und Hetzens, auch Zuentbietens Du Dich oder die Deinigen gänzlich enthaltest.

So sollst Du Dich hinfüro sammt Deinem Gesinde und Angehörigen mit Deiner Predigt genügen und sättigen lassen und Dich sammt den Deinigen zu practiciren oder andere in solche Predigten zu practiciren und zu ziehen Dich gänzlich enthalten.

Und letztlichen, dass Du Dich dahin richtest, damit ich des gesichert und dergleichen Schickung und Legation geübrigt sein mag. — Zudem begehre ich hinfüro, dass

1) Der Vorgang, worauf Johann Casimir hier anspielt, ist mir unbekannt.

2) Ursprünglich hiess es „ungemolestirt"; in Elisabeths Antwort auch „ungemustert."

Du mir alle Schreiben zeigen sollst, so Dir zugeschrieben werden, und sonderlich, was Du neulich von der von Hohenlohe für Schreiben empfangen hast. (Will) hiemit Deiner schriftlichen Antwort erwarten und (dass Du) mir diese Schrift wieder zuschickest, (dass ich sie) zu meiner Nothdurft künftig zu gebrauchen habe. In Eile. 26. Februar A° 85.

Elisabeth antwortete folgenden Tages in einem Schreiben, welches schwerlich von ihr allein verfasst worden sein wird. Sie redet den zürnenden Gemahl als ihren herzlieben Herrn an, dessen Begehren freundlich nachzukommen sie sich schuldig erkennt. Ohne auf frühere Vorgänge zurückzugreifen, erklärt sie bezüglich des ersten Punktes heilig und theuer, dass sie darüber, dass in Religionssachen ihr Gewissen beschwert werde, weder selbst irgend ein Wort an ihre Eltern geschrieben habe, noch davon, dass dies durch Andere geschehen, das mindeste wisse,[1]) wie sie denn auch dem Gesandten des Vaters erklärt habe, dass ihrem Gemahl hierin Unrecht geschähe. — Was sie ihrem Eheherrn schuldig ist, will sie alles treulich erfüllen, wie sie auch bisher gethan zu haben glaubt. Hätte sie es nicht gethan, so wäre es nicht mit ihrem Willen geschehen und bäte sie deshalb um Verzeihung. — Dass ihr Herr ihr in der Religion keinen Eintrag thun wolle, nimmt sie dankbar hin. Wenn sie andere bisher Calvinisten, Zwinglianer, Sacramentirer genannt habe, so sei es geschehen, „weil sie sich ihres eigenen Namens nicht geschämt haben. In Zukunft soll es nicht mehr geschehen.“ — In das Regiment ihres Gemahls hat sie sich auch bisher nie gemischt, wie sie denn von seinen Religions- und politischen Sachen nicht ein Wort weiss. — Ihres Herrn Räthe und Diener wird sie nicht mehr mit unziemlichen Schmähworten antasten. „Sie haben mir aber ein Theil wohl Ursache dazu gegeben, dass ich sie also geheissen habe; aber weil es mein

1) Diese mit einem Schwur auf ihrer Seele Seligkeit bekräftigte Versicherung kann doch nur insofern der Wahrheit entsprochen haben, als sie in letzter Zeit in Briefen an die Eltern nicht ausdrücklich über Beschwerung ihres Gewissens in Religionssachen geklagt hatte. An allgemeinen Klagen über die kirchlichen Aenderungen und die reformirte Erziehung des Neffen hatte sie es in heimlich abgesandten Briefen nicht fehlen lassen. Noch in einem Briefe vom 30. Januar 1585 finde ich die Bemerkung: „Ach meine herzallerliebste Frau Mutter! In Verfertigung dieses Schreibens ist mir allerhand Trübsal vorgekommen, wie auch eine gute Weile zuvor, dass ich vor Kummer bin krank geworden, dass ich gesorgt habe, es werde nicht wohl mit mir stehen meiner Frucht halben.“

Herr so haben will, bin ich schuldig zu gehorchen." — Wenn man ihr schuld gibt, ihren Vetter (Neffen) verhetzt zu haben, thut man ihr Unrecht. Aber dass sie ihn ermahnt habe, „bei seines seligen Vaters Lehre und Religion beständig zu bleiben", gesteht sie offen. „Und hat mich dazu bewegt, dass ich seinem frommen Herrn Vater und Frau Mutter in die Hand habe zugesagt und verheissen, da ich ihn aus der Taufe gehoben habe zu Amberg, dass wenn es die Wege gerathen sollte, dass er entfallen sollte, dass ich ihn wollte selbst dazu ziehen, und wollte sehen, dass er in Gottesfurcht erzogen würde, das mir denn mein Herr hoffentlich nicht wird verargen können, denn ich habe ihn ja aus der Taufe gehoben." — Sie hat Niemand „practicirt", in ihre Kirche zu gehen. Wer hineingegangen ist, den hat sie nicht hinausgehen können heissen. Sie ist froh, dass man ihr selbst und den Ihrigen bezüglich der Predigt keinen Eintrag thun will. Andere kommen von selbst nicht hinein, da die Thüre ja verschlossen. — Dass ihr Herr in Zukunft mit solchen Legationen verschont werde, sähe sie gern, wie sie auch der jetzigen wohl hätte überhoben sein mögen, da sie ihr nicht zu Gute gekommen. — Alle Briefe, die an sie geschickt werden, will sie gern vorzeigen, da sie nicht so heimlich sind. Sie legt denn auch das durch den Gesandten ihr überbrachte Schreiben des Vaters und 2 Briefe der Hohenlohe vor. Von der Mutter hat sie nicht einen Buchstaben empfangen.

„Das habe ich, schliesst sie, meinem Herrn zu freundlicher Antwort auf des Herrn Begehren nicht sollen verhalten und bitte meinen Herrn ganz freundlich, mein Herr wolle den gefassten Unwillen sinken und fallen lassen und mich um Gottes Willen nicht mehr betrüben, denn mich der liebe Gott ohne das genugsam betrübt hat, und bitte, mein Herr, der wolle sich des besten bedenken und mich mit meines Herrn Zumirkommen freundlich wieder erfreuen, und mich um Gotteswillen nicht länger aufhalten. Ich schicke meinem Herrn auch die Copie des Schreibens, welches ich an meine Eltern gethan hab, welches ich dem Gesandten habe mitgegeben. Meines Herrn Person bin ich mit Freuden gewärtig."

So klug geübtem, wenn auch spät gelerntem Entgegenkommen und Joh. Casimir's gutmüthigem und leicht beweglichem Naturell hatte Elisabeth

es zu danken, wenn das so bedenklich gestörte Verhältniss sich nach einiger Zeit noch einmal in befriedigender oder doch leidlicher Weise gestaltete. Nun hatten freilich auch die Eltern endlich einsehen gelernt, dass sie sich darauf zu beschränken hatten, ihre Tochter zu Geduld und Sanftmuth zu ermahnen. Heimliche Briefe konnten ohnedies nur noch unter den grössten Schwierigkeiten und bei besondern Gelegenheiten gewechselt werden. So erfahren wir von einer Sendung, die Pfalzgraf Karl von Birkenfeld im Frühling des Jahres 1585 übernahm und im Juni auch glücklich zu Ende führte. Er fand sich zuerst bei Landgraf Wilhelm von Hessen ein, welcher, früher in den Briefen der Frauen oft verlästert, jetzt angegangen wurde, im Auftrage Anna's zwischen Johann Casimir und seiner Gemahlin zu vermitteln. Wilhelm versprach es zu thun bei Gelegenheit eines bevorstehenden Besuchs des pfalzgräflichen Paares in Rheinfels. Da kam jedoch Johann Casimir ohne die Gemahlin. Nun wusste sich Pfalzgraf Karl kluger Weise eine Einladung zu dem nach Pfingsten in Heidelberg veranstalteten Vogelschiessen zu verschaffen. Dort wurde er auf's Beste aufgenommen und so freundlich von Johann Casimir behandelt, „dass es wohl viele böse Leute nicht wenig verdrossen."

„Als ich nun, berichtet Karl am 26. Juni aus Birkenfeld an die Kurfürstin Anna, nach Heidelberg kommen, habe ich den andern Tag darnach bei E. L. Tochter den Befehl verrichtet, die Briefe überantwortet, sie von E. G. wegen zu christlicher Geduld und Sanftmuth erinnert und dass sie ihres Thuns solle warten, ihren Herrn regieren und thun lassen, wie er wolle, denn ihre G. solches und anders nicht enden und wenden werden können. Wenn etwas Widerwärtiges gegen sie geredet werde, solle sie es überhören und nichts darauf erwidern, was zu neuer Uneinigkeit Anlass geben könnte. Wenn sie sich freundlich gegen ihren Gemahl verhalten und alles mit guter Bescheidenheit ertragen werde, so werde ihr Gemahl sich wieder besser gegen sie erzeigen und in sich gehen und in andern Sachen sich auch besser verhalten." Sie erwiderte, er solle den Eltern schreiben, „das es mit ihr und ihrem Herrn jetzund gar wohl stehe. Der allmächtige Gott wolle nur Gnade verleihen, dass es so bleibe. Sie wolle sich durchaus dermassen halten, dass sie ja keine Ursache zur Uneinigkeit, die Gott

verhüten wolle, gebe. Hat mir auch 2 Schreiben zugestellt, die ich E. G. hiemit im höchsten Vertrauen überschicke. Und muss E. G. Tochter Zeugniss davon geben, wie ich einen Tag oder 5 mit meinen Augen gesehen, und auch von andern vor der Zeit erfahren, dass der Herzog sich jetzund gar freundlich gegen sie verhält, und habe im geringsten keinen Unwillen merken oder spüren können." — Bei der Abreise von Heidelberg begleitete Johann Casimir nebst Gemahlin den Gast nach Neuschloss, wo sie mit einander bürschen gingen, Kaninchen fingen und „gar guten Lust" hatten, „und ist E. G. Tochter stets mitgewesen, haben über Tisch und auch im Feld gut Gespräch gehabt und sind gar lustig gewesen. — Karl würde diese erfreulichen Nachrichten schon früher gemeldet haben, wenn er hätte von Heidelberg aus einen Boten schichen können. Er durfte es nicht wagen, weil der Bote aufgegriffen worden wäre. „Denn man hat gar fleissig Aufsehens und Nachfragens auf den Strassen und nach den Boten, woher sie kommen und was sie für Briefe tragen." Auch diesen Brief nebst Einlage bittet Karl zu vernichten, weil Johann Casimir's Leute überall gute Kundschaft haben.

Die Einlage bestand aus einem Schreiben Elisabeths an den Vater vom 13. Juni, worin sie einen ihr während der Predigt überbrachten heimlichen Brief August's beantwortete. „Jetzt steht es Gottlob wieder gut." Sie übersandte zugleich Abschriften der am 26. und 27. Febr. mit Johann Casimir gewechselten Erklärungen, woraus der Vater sehen könne, wie sie sich habe verschwören müssen. „Und man glaubt mir noch kaum; denn ich noch stetig hören muss, ich habe es etweder E. G. oder meiner Frau Mutter geschrieben oder die Gräfin von Hohenlohe habe es von mir gehört und habe es E. G. zu wissen gethan, darüber denn die Gräfin nicht mehr zu mir darf, welches mir nicht ein geringes Kreuz ist." Es möge ihr nicht übel genommen werden, wenn sie nichts schreibe, sie könnte sich dann um so besser entschuldigen.

Indess fehlte es doch auch in Zukunft nicht ganz an vertraulichen Mittheilungen nach Dresden. So heisst es in einem Briefe an den Vater vom 18. August 1585, dass sie dem lieben Gott herzlich danke, weil er ihren Herrn und sie in Friede und Einigkeit erhalte. Zum Ueber-

fluss finden wir endlich auch hier noch einmal die Versicherung, dass der Vater nicht besorgen möge, sie könnte von der einmal erkannten und bekannten Wahrheit abweichen. Bis zuletzt also blieb die unbefleckte Rechtgläubigkeit der unglücklichen Fürstin die Hauptsorge ihrer Eltern.

Aber so nachtheilig auch die geheime Correspondenz mit den Letztern in manchen Beziehungen für Elisabeth war, so gab doch das Bewusstsein der Liebe und des Mitgefühls von Seiten der Ihrigen der Vereinsamten Trost und Halt. Insbesondere hing sie an der Mutter mit all der Zärtlichkeit, der ihre leidenschaftliche Natur fähig war. Der Gedanke, Jene einmal verlieren zu können, hatte sie schon längst mit Bangigkeit und Schrecken erfüllt. „Wehe mir, meine treue herzallerliebste Mutter, wenn mich der treue gnädige Gott nicht gnädiglich behüten und den Tod der geliebten Eltern erleben lassen wollte" — schrieb sie am 7. Februar 1583.

Nun sollte auch diese Prüfung über sie ergehen. Nachdem sie noch am 15. October 1585 in banger Sorge über das Stillschweigen der Mutter einen besondern Boten nach Dresden abgefertigt hatte, erfuhr sie endlich gegen Ende des Monats von einer schweren Erkrankung derselben. Dass die Kurfürstin Anna schon am 1. October verschieden war, wusste sie am 30. noch nicht. Am 1. November dagegen richtete sie ein Beleidschreiben an den Vater, von dem sie zu wissen wünschte, wie er sich in seinem Kreuze tröstete. Ihr Gemahl hatte ihr erlaubt, ihre mütterliche Freundin von Hohenlohe für einige Tage zu sich kommen zu lassen. Gern würde sie den Vater, den zu sehen sie so sehr verlangte, besuchen, wenn er's erlaubte. Kurfürst August entsprach dem Wunsche nicht; „von wegen der Sterbensläufe" liess er, wie er vorgab, die Tochter nicht kommen. Wozu hätte der kaltsinnige Egoist ihrer auch bedurft, da er schon so bald nach dem Tode der Gattin, welche ihm 15 Kinder geboren, in der Verlobung mit der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt neue Lebensfreude fand? In den Tagen, als der Glückwunsch, den Elisabeth am 21. December an ihn richtete, in Sachsen eintraf, wurde dort schon (3. Januar 1586) die Vermählung gefeiert. Sechs Wochen später aber wurde auch August, am 11. Februar vom Schlage tödtlich getroffen, zu Grabe getragen.

Von den zahlreichen Geschwistern Elisabeths waren zur Zeit des Todes der Eltern nur noch drei am Leben: zwei jüngere Schwestern (Dorothea, seit 26. Septbr. 1585 mit H. Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und Anna, erst seit 16. Januar 1586 die Gemahlin Johann Casimirs von Sachen-Coburg[1])) und der 25jährige Bruder Christian, welcher dem Vater in der Regierung fogte. An diesem Bruder hoffte Elisabeth nach des Vaters Tode einigermassen Trost und Stütze zu haben. Freundliche Briefe hatte sie schon seit 10 Jahren mit ihm gewechselt,[2]) wenngleich die Correspondenz von Seiten Christians nicht gerade mit brüderlichem Eifer geführt wurde. Auch der jugendlichen Gemahlin desselben, die sie wie eine Schwester zu lieben versprach, suchte sie sich zu nähern und beklagte es sehr, dass sie der Hochzeitsfeier im April 1582 nicht beiwohnen konnte. Sie hatte sich, wie sie bekannte, um so herzlicher darauf gefreut, als sie sonst keinen Bruder und im Leben wenig Freude und Kurzweil habe; da es aber Vater und Mutter nicht gestattet, so müsse sie sich zufrieden geben. Um so dringender bat sie im folgenden Jahre, ihr doch einmal ein Brieflein zu schreiben und ihrer als seiner Schwester nicht ganz zu vergessen. Und nach dem Regierungsantritt des Bruders steigerte sich ihr Verlangen, ihn zu sehen, nur noch mehr. Zur Bestattungsfeier des Vaters zu reisen, hatte ihr J. Casimir „wegen Kürze der Zeit und Länge des Wegs“ nicht erlauben wollen. Sie empfahl sich daher brieflich auf's angelegentlichste und bat den jungen Kurfürsten, immer ihr treuer Bruder bleiben zu wollen. Noch rührender spricht sich ihr Schmerz über das Schweigen dessen, bei dem sie doch allein Zuflucht und Trost finden könne, sowie der dringende Wunsch, dass sich der Bruder doch nicht abwendig von ihr machen lassen möge, im folgenden Jahre aus, und auch ein Jahr später ist sie über die Gesinnungen Christians noch nicht beruhigt. Er möge sich doch, bat sie, nachdem sie ihm betheuert, wie gern sie ihm mit irgend etwas dienen würde, nicht so

1) Anna war noch weniger glücklich als Elisabeth; denn im Jahre 1593 wegen Ehebruchs in Untersuchung gezogen, musste sie in 20jähriger Gefangenschaft auf dem Schloss zu Coburg büssen. Weber, S. 42.

2) Sie finden sich vereinigt mit den im Folgenden benützten Briefen Johann Casimirs an Christian (1578—1591) in Dresden H. St. A. III 51 a f. 31 Nr. 66.

ganz fremd halten; für sie gäbe es keine grössere Freude, als wenn er sie einmal mit einem Schreiben „besuchen“ wollte. Endlich (Sept. 1589) schreibt sie beglückt darüber, dass der Bruder ihr wieder gewogen, nachdem er ihr so lange nichts geschrieben und nichts zuentboten hatte, und lässt sich nun auch über ihre Lage in Heidelberg aus:

Ihr kommen zwar allerlei Beschwerungen unter die Augen; sie will jedoch noch nicht klagen, vielmehr mit dem Zeitlichen sich leiden, so lange Gott Gnade verleiht. „Was aber die Religion anlangt, wenn ich E. L. darum werde schwesterlichen anrufen, so bitte ich E. L. um Gotteswillen, sie wollen mich dann nicht verlassen. Sie fangen mit mir immer etwas neues in der Religion an, eins über das andere, dass ich bald nicht weiss, wo hinaus. Sie haben sich bisher vertröstet, dass mein Bruder mit mir zürnt. Man hat auch gemeint, meinen Bruder und mich der Anforderung halben (an die Hinterlassenschaft der Eltern) zusammen zu hetzen, also dass mein Bruder meiner nichts mehr achten werde, darum bitte ich E. G. um Gottes willen, E. G. verlassen mich nicht.“ Sie wäre, fährt sie fort, so gern einmal bei ihm, um mit ihm zu reden, was der Feder nicht zu vertrauen sei. Er möge es doch so einrichten, dass er etwa von Langensalza aus sie zu sich bitte; dann könne es ihr Herr nicht abschlagen. — Noch einmal wiederholt sie einen Monat später (25. October 1589) den Ausdruck des Verlangens, dass Christian ihrem Gemahl ihrer Reise wegen recht dringend schreiben möge, weil sie sonst die Erlaubniss nicht erhalten würde. Er möge lieber zwei als ein Mal schreiben, damit sie ja nicht ausbleibe.

Wir vernehmen nicht, dass es geschehen. Auch die Correspondenz mit dem Bruder hörte auf. Je näher ihrem Ende, um so vereinsamter und verlassener sollte sich die Unglückliche fühlen.

Dagegen musste sie sehen, wie es ihrem Gemahl gelang, dem Bruder, welcher sie verschmähte, persönlich näher und näher zu treten.[1])

1) Johann Casimirs Verbindung mit Christian reicht in frühere Jahre zurück. Schon am 21. April 1583 liess er durch Wambold eine Werbung an ihn bringen, deren Inhalt wir nicht kennen. Als am 1. November 1585 der pfälzische Rath Hartmann Hartmanni beauftragt wurde, dem Kurfürsten August zu dem Tode Anna's zu condoliren, bat Joh. Casimir den Prinzen Christian, dem Gesandten auch für sich Audienz zu geben. Nach dem Ableben Augusts bedauert er, nicht selbst den Schwager aufsuchen zu können (27. Febr. 1586).

Und dies nicht allein. Kurfürst Christian wurde, wie der Freund, so auch der Gesinnungsgenosse Johann Casimirs und zwar nicht minder in religiösen als in politischen Dingen. Hatte Elisabeth einst das pfälzische Haus aus der Bahn des Calvinismus zu der Politik ihres Vaters und zu der Religion ihrer Mutter herüber zu ziehen gehofft, so erlebte sie jetzt, dass in Sachsen der eigene Bruder den calvinischen Ideen zu einem wenn auch nur vorübergehenden Siege verhalf, während sie hier wie dort bei Seite geschoben wurde.

Es war am 1. März des Jahres 1590, als Kurfürst Christian und Johann Casimir zu Plauen in der Stille zusammenkamen und in einem geheimen Vertrage sich über die Grundlagen einer protestantischen Union einigten.[1]) Joh. Casimir sah das Decennienlang vergebens erstrebte Ziel der pfälzischen Politik nahezu erreicht. In fröhlichster Stimmung kehrte er von Hof, wohin die beiden verbündeten und eng befreundeten Fürsten von Plauen sich begaben, um mit Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach vertraulich zu verhandeln, über die Plassenburg und Nürnberg nach Heidelberg zurück. Ein langer eigenhändiger Brief, den er von hier am 10. März an seinen Duzbruder Christian richtete, ist der Ausdruck einer fast übermüthigen Laune und zugleich nicht übel berechnet auf die Neigungen und Gesinnungen des Freundes, den er immer enger mit sich zu verbinden wünschte. Indem der Pfalzgraf in ergötzlicher Weise die Freuden der Rückreise, namentlich die von dem Markgrafen ihm bereitete Kurzweil schildert, unterlässt er nicht, der grossen Gläser oder Becher zu gedenken, die auf der Plassenburg, in Nürnberg und vollends in Heidelberg auf Christians Wohl geleert

---

Am 11. April spricht er den Wunsch aus, mit Christian, wenn er in Langensalza die Erbhuldigung einnehmen werde, zusammenzukommen, und da der junge Kurfürst hierauf nicht eingehen kann, wohl aber auch seinerseits lebhaftes Verlangen nach einer baldigen persönlichen Begegnung trägt, drückt Joh. Casimir am 1. Mai darüber seine lebhafte Befriedigung aus. Am 10. Mai erwidert er eine Sendung von Bier mit einer Ladung Wein in verbindlicher Weise. In den beiden folgenden Jahren ist der Wein schlecht und sauer, so dass Joh. Casimir davon dem Kurfürsten nicht senden kann; aber die Freundschaft und Brüderschaft wünscht er, wie er wiederholt und lebhaft versichert, fortgesetzt zu sehen.

1) Ueber die allgemeine politische Lage und die zwischen Frankreich, der Pfalz und Sachsen geführten Verhandlungen dieser Zeit s. die Einleitung zu Ritters Gründung der Union S. 6 ff.

worden waren.[1]) Aber auch an zarteren Aufmerksamkeiten, welche die neue Duzbrüderschaft befestigen sollen, fehlt es nicht. So lässt Johann Casimir sogar seine Kinder, nämlich neben der noch nicht 10jährigen Tochter Dorothea seinen Pflegesohn Friedrich, durch kleine Briefe sich der Gunst des Oheims empfehlen. Von dem Neffen Friedrich erzählt er gern, wie er ihm von Heidelberg entgegengeritten sei, ihn heimgeleitet und mit ganz besonderer Freude und Dankbarkeit vernommen habe, wie der Kurfürst seiner im besten gedacht, und sich ausgebeten habe, dass der Pflegevater, wenn er wieder käme, ihn mitbringen sollte.

---

1) Von der Plassenburg erzählt Joh. Casimir, er habe daselbst einen Tag still gelegen, den grossen Willkommen ausgetrunken, des Kurfürsten zum Besten dabei gedacht, darnach getanzt; „habe ich dem Wirth getrunken, dass er, dieweil wir getanzt, hat müssen schlafen gehen. Habe ich mir einen hübschen Perlenkranz dieweil ertanzt. Darnach ist unser Wirth vom Schlafen wiedergekommen, einen indianischen Hahn bringen lassen, darzu bin ich neben andern guten Gesellen geladen worden. Da haben wir unsern Wirth abermals gen Bethlehem abgefertigt. Des Morgens vor meinem Abreisen, wie bräuchlich, eine starke Suppe mit einander gegessen, ist er auf seiner Gutschen mit mir hinausgefahren, mich den nähern Weg führen und weisen wollen, des Fürhabens, mich in einen Wald zu bringen, 3 oder 4 Stunden mich spazieren zu führen und letztlich wieder gen Plassenburg zu bringen. Weil ihm nun dieser Anschlug gefehlet, hat er sich letztlich im Felde de facto rächen wollen, auf freier Landstrasse meiner gewartet, und 6 grosse Büchsen, von Glasmaterie gegossen, bei sich gehabt; aber da es an's Treffen hat sollen gehen, ist weder Kraut oder Lot bei der Hand gewesen. Wie es nun über die Büchsenmeister i. e. Lackaien ausgegangen, hast Du leichtlich zu erachten." — In Heidelberg wurde am 7. Joh. Casimirs Geburtstag gefeiert. Da hat in Gegenwart von 8 Grafen und Herren und den fürnehmsten Räthen und Tischgenossen sein Marschall auf Befehl ein grosses Glas mit Wein in einem Trunk ausgebracht des Kurfürsten wegen, — „welches ich dergestalt habe herumgehen lassen, aber unser Keiner in einem Trunk hat können austrinken."

Bezeichnend ist auch die Nachschrift, worin Joh. Casimir um Entschuldigung bittet, dass er seinen Bruder in dem Briefe geduzt; was man reden und sagen müsse, möchte man auch schreiben. „Zudem auch müsst ich in der Gefahr stehen, dass ich letztlich, wenn ich meine Pferde alle verloren hätte, zu Fuss gehen müsste, ober aber so viel Wein verlieren möchte, dass ich letztlich Wasser trinken müsste. Nun bin ich mein Lebenlang ein armer Reitersknabe gewesen und von Jugend auf gern Wein getrunken; wenn ich nun in meinem ziemlich erlebten Alter der obgemeldeten zwei Stücke entbehren und beraubt werden müsste, so wäre zu besorgen, dass ich nicht lange leben möcht. Da ich nun in meinem Herzen versichert, dass mein Bruder meinen Tod nicht begehrt, sondern ich auch begehre zu leben, dass ich derselben (Liebden) einmal einen guten Reiterdienst leisten mag, bitte ich nochmals, wie oben gemeldet, mir eine solche Vermessenheit nicht in ungutem aufzunehmen, auch sich zu erinnern, dass wir in derselben Kammer, als wir unterschrieben, mit einander Unterredung gehabt und einander zugesagt haben, dass keiner dem andern in Ungutem aufnehmen soll, wenn einer närrisch schriebe, und bin ich meinem freundlich herzlieben Bruder" etc. etc.

Nur über die eigene Gemahlin, des Freundes Schwester, finden wir in dem ganzen Briefe kein Wort, auch in den Briefen der Kinder nicht. Wir hören von Elisabeth nur noch nach ihrem baldigen Tode. Am 12. April 1590 berichtete Johann Casimir darüber nach Dresden, jedoch nicht in einem eigenhändigen Briefe. Der Pfalzgraf erinnert Christian zunächst daran, wie er ihm jüngst zu Kassel, wo beide zur Fortsetzung der wichtigen zu Plauen begonnenen Verhandlungen wieder zusammengekommen waren, zu verstehen gegeben habe, dass er seine Gemahlin „fast baufällig" verlassen und deshalb desto mehr nach Hause zurückeile. „Und obwohl wir guter Hoffnung gewesen, wir würden noch zeitlich allhie anlangen, dass wir ihre Liebden in diesem Jammerthal wieder sähen und derselben tröstlich und beiständig sein mögen, wie dann vor unserm Abreisen solche Bestellung geschehen, dass ihre L. an nothwendiger Kur, Wartung und anderm kein Mangel sein sollte, so sind uns doch von unserm hinterlassenen Kanzler und Räthen Schreiben eingekommen, darin sie uns zu erkennen geben, dass J. L. nach ausgestandener Leibesblödigkeit endlich auf Donnerstag den 2. dieses um 2 Uhr Nachmittags in wahrer Anrufung unsers Seligmachers und Erlösers Jesu Christi dermassen gottselig aus diesem Jammerthal abgeschieden, dass wir uns ganz und gar keinen Zweifel machen, J. L. sei ein Kind des ewigen Lebens." — Der Leibarzt D. Joh. Postius, der neben Anderen die ganze Zeit um die Kranke gewesen, hat den Verlauf der Krankheit und die Ergebnisse der bei der Einbalsamirung vorgenommenen Section beschrieben. Am 14. soll die Beerdigung stattfinden „nach christlicher Ordnung und des fürstlichen Hauses Brauch."

Wenn wir in dem Briefe Joh. Casimirs ausserdem lesen, dass ihm „der leidige betrübte Fall fast schmerzlich zu Herzen gegangen," dass er sich aber Gottes Willen beuge und des Wiedersehens sich tröste: so werden wir darin nach allem Vorausgegangenen zwar nicht den Ausdruck tiefer und ächter Trauer suchen können, aber wir haben doch mindestens das Recht, einem Manne, welcher nach heftigen Zerwürfnissen so oft die Hand zur Versöhnung geboten und bittern Kränkungen so viel Nachsicht und Geduld entgegengestellt hatte, die Fähigkeit zu vindiciren, dass er mit weichem und theilnahmvollem Herzen am Grabe der Gattin stand, die sich und ihm so viel Leid bereitet hatte. Auch

war er offenen Sinnes genug, um die confessionelle Engherzigkeit der Verstorbenen, die eigentliche Quelle ihres gemeinsamen Unglücks, auf ihre wahren Urheber zurückführen zu können.

So viel Rücksicht und Billigkeit liess sich nicht von Denen erwarten, unter welchen Elisabeth wie eine Fremde, voll misstrauischer, oft feindseliger Gesinnung, gelebt hatte. Sie hatte eben so wenig einen sittigenden wie beglückenden Einfluss auf ihre Umgebung geübt und musste daher, statt sich ein gesegnetes Andenken zu gründen, die schlimmsten Urtheile der Mit- und Nachwelt über sich ergehen lassen. Man traute ihr in der Pfalz Vergehen oder vielmehr Verbrechen zu,[1])

---

1) Schon Häusser hat in seiner pfälzischen Geschichte II, 174 auf eine von einem „unterrichteten" Zeitgenossen herrührende Aeusserung (Tolmidas bei Riesmann p. 139, richtiger Riesm. redivivus, herausgeg. von J. H. Andreae), worin mit absichtlicher Dunkelheit auf „störende Verhältnisse" in dem ehelichen Leben Joh. Casimirs angespielt werde, aufmerksam gemacht und damit eine Notiz aus dem Tagebuch des Pfalzgrafen (Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte Bd. VIII. p. 394) in Verbindung gebracht. Die letztere Notiz besteht blos aus den Worten: „les mauluais tours de ma femme", worüber Joh. Casimir, wie über andere Vorgänge, an Hessen schreiben will; die Stelle aus dem zeitgenössischen Geschichtschreiber dagegen lautet: „Conjugium ei fuit non usque adeo felix, non tantum, quod nullam prolem masculinam susceperit, sed etiam aliam ob causam, quam silentio potius praeterire quam vulnus nondum plane obducta cicatrice refricare malo: cum non desint, qui adhuc in recenti memoria habeant, quid cum conjuge ejus Elisabetha actum est." — Zu dieser dunkeln Andeutung kommt noch ein Schreiben des Tossanus aus Heidelberg an Ulmer vom 22. März 1590 (Cod. lat. Mon. 11470b), das ich der Güte des Herrn Dr. F. v. Bezold verdanke. Darin heisst es: „Quam tetram maculam aulae nostrae inclytae aspergere conatus sit Sathan, procul dubio jam audivisti. Verum omnia electis vertit Deus in bonum et Sathanam, crede mihi, conterit sub pedibus nostris." Warum es sich aber eigentlich handelt, sagt uns mit nackten Worten eine Randbemerkung zu der Klage des Tossanus, die lautet: principissae cum Betono principis praegustatore et dapifero adulterio scilc."

Hiernach bestand also gegen Elisabeth mindestens der Verdacht des Ehebruchs mit einem Hofbeamten ihres Gemahls (von dessen Persönlichkeit wir sonst nichts wissen), und da von der schmutzigen Sache wie von einem öffentlichen Skandal die Rede ist, so dürfen wir annehmen, dass wir es nicht allein mit einem in den Hofkreisen colportirten Gerücht, sondern mit einer offen besprochenen und verhandelten Angelegenheit zu thun haben. Aber aus den Worten des Tossanus scheint mir zugleich hervorzugehen, dass eine angestellte Untersuchung die Grundlosigkeit der schweren Beschuldigung nachwies; denn anders könnte ich das „conatus est" und den Zusatz: „omnia electis vertit in bonum" nicht verstehen. Oder sollte sich der eifrig reformirte Hofprediger etwa damit trösten wollen, dass die Schuld lediglich auf der lutherischen Fürstin lastete? Dann würde er, von andern Gründen abgesehen, schwerlich sich des Ausdrucks „aula nostra" bedient haben.

Auch dürfen, ja müssen wir bezweifeln, dass Elisabeth, trotz aller ihrer Schwächen und Leidenschaften, eines solchen Verbrechens fähig war, und zumal in vorgerücktem

die andern gleichzeitigen Fürstinnen des sächsischen Hauses, einer Schwester wie einer Cousine Elisabeths, die Schmach des Kerkers eingebracht haben.

Alter und zu einer Zeit, wo sie nach dem Zeugniss ihres Gemahls (s. dessen Brief an Christian vom 12. April 1590) schon leidend war. Da der Brief des Tossanus, der vom 22. März 1590 datirt ist, von der Angelegenheit wie von einem erst kürzlich eingetretenen Ereigniss spricht, so müsste der Skandal etwa in den Februar oder die erste Hälfte des März gefallen sein. Allerdings war um eben diese Zeit, wie wir uns dem Briefe Johann Casimirs an Christian vom 10. März entnehmen können, das Verhältniss des Pfalzgrafen zu seiner Gemahlin mindestens ein sehr kühles. Aber hätte er nach ihrem Tode so über sie an den Kurfürsten von Sachsen schreiben können, wie er that, wenn er sie für eine Ehebrecherin gehalten? Auch würde er die Schuldige oder Ueberführte gewiss nicht länger an seinem Hofe geduldet haben, man müsste denn annehmen, dass er der Rücksicht auf Christian von Sachsen jedes Opfer, anch das ungewöhnlichste, zu bringen fähig gewesen wäre.

Dass übrigens eine Schwester Elisabeths, Anna, eines solchen Verbrechens fähig war, wurde oben (S. 159) schon erwähnt. Auch die viel besprochene Schwägerin der Mutter Anna, die gleichnamige Tochter des Kurfürsten Moritz, die an August's Hofe erzogen worden, hat ihrem Gemahl Wilhelm von Oranien die Treue bekanntlich nicht bewahrt.